

Mai 5/2018

Aus dem Inhalt

Christiane Bongartz
Kampf um jeden Baum 129

Christoph Stender
„Suche Frieden“ 131

Werner Kleine
Naiv ins Neuland? 135

Reiner Nieswandt
Machtverlust oder Bedeutungsverlust 140

Georg Lauscher
Prophetie und Hierarchie 143

Werner Kallen
Nackter Glaube 149

Rezensionen 157

Juliane Giebelbach: Ein Kirchenführer besonders für Kinder

Gerhard Sauter: Schrittfolgen der Hoffnung

Peter Kohlgraf: Nur eine dienende Kirche dient der Welt

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Christiane Bongartz, Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen, Bettrather Str. 22, 41061 Mönchengladbach | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstraße 6, 52066 Aachen | Dr. Werner Kleine, Goethestraße 64, 42327 Wuppertal | Pfr. Dr. Reiner Nieswandt, Hochdählerstraße 1, 40724 Hilden | Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | Kaplan Dr. Werner Kallen, Ursulinenstraße 1, 52062 Aachen

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christiane Bongartz

Kampf um jeden Baum

„In den Wald gehen, tief in den Wald hinein ... sich gänzlich dem Wald überlassen, das ist es immer gewesen, der Gedanke, nichts anderes, als selbst Natur zu sein. Wald, Hochwald, Holzfällen, das ist es immer gewesen.“

Thomas Bernhard

Rodungsstopp. Ein Aufatmen ist zu spüren. Bis Oktober diesen Jahres darf im Hambacher Forst, einem kleinen Rest-Waldgebiet zwischen Köln und Aachen, kein Baum mehr gefällt werden. Der Energiekonzern, der große Mengen Braunkohle tief aus der unter dem Wald liegenden Erde hervorholen will, wurde somit durch einen Gerichtsbeschluss zunächst gestoppt.

Zu diesem Ergebnis trugen neben vielen anderen Akteuren auch die „Sonntagsspaziergänge“ einer offenen Gruppe rund um einen Aachener Naturführer bei. Daran nahmen in den letzten dreieinhalb Jahren bei 115 Führungen mehr als 11 300 Menschen teil.

Der Aachener Geologe ist immer im Wald unterwegs. Er führt Menschen allen Alters durch die Natur, beobachtet, entdeckt, versteht sie. Und lässt sie wirken. Lässt Verbundenheit entstehen. Das „Magische“. Bei Sonnenaufgang und -untergang, in den verschiedenen Jahreszeiten, von Narzissen bis hin zu Pilzen, tagaus, tagein.

Was hat es mit der Leidenschaft für den Wald auf sich, frage ich mich.

Nur wenige Menschen kennen mehr als einige Pflanzen- und Tierarten.

Geprägt durch Literatur, Musik und Kunst, durch Kindheitserfahrungen, durch Erziehung weitergegeben und kulturell durchdrungen entwickeln jedoch viele Menschen in Deutschland eine gefühlsbezogene Beziehung zum

Wald. Dies ist eigenartig kontinuierlich durch die Jahrhunderte festzustellen sowie milieuübergreifend. Obwohl der Wald ja längst nicht mehr die pure Natur darstellt, sondern forstwirtschaftlich genutztes Kulturgut ist.

In diesem Zusammenhang muss ein Teil der deutschen Geschichte erwähnt werden, der das Waldgefühl der Deutschen gnadenlos missbrauchte: Die nationalsozialistische Propaganda lud es moralisch auf. Die Natur fungierte als Wunschtraum und Modell, als geordnetes Zusammenleben im Gegenüber zu einem Chaos in den Städten, und zentral war tatsächlich eine Ideologie des Bodens: der gleiche Boden schafft die kollektive Identität von Völkern. Dies und nicht die gemeinsame Geschichte wird zum zentralen Kriterium der Zugehörigkeit. „Der Wald als Erzieher“, so hieß ein Propagandabuch der Nazis, das an ein Ur-Gefühl appellierte.

Und trotz allem, das Wald-Gefühl blieb. Der Dichter Elias Canetti schrieb 1960:

„Das Rigide und Parallele der aufrecht stehenden Bäume, ihre Dichte und ihre Zahl erfüllt das Herz des Deutschen mit tiefer und geheimnisvoller Freude. Er sucht den Wald, in dem seine Vorfahren gelebt haben, noch heute gern auf und fühlt sich eins mit den Bäumen“. Und der oben bereits zitierte Thomas Bernhard würdigte das Wort „Wald“ als eines der „Lebensstichwörter“ von Millionen Menschen.

Würden Sie auch sagen, wenn Sie sich auf den Waldboden legen: "Ja. Ich liege im Moos und blicke empor zum reinen Firmament, nichts regt sich, nichts stört mich, ein unendlich wohliges Gefühl durchzieht die Brust, ich fühle es, wie ich langsam wieder Mensch werde, wie ich zur Natur zurückkehre, wie ich wieder eins werde mit dem großen, unendlichen All." So hat es vor mehr als hundert Jahren ein Berliner Textilarbeiter ausgedrückt.

Nicht überraschend ist dann, wenn der Aachener Naturführer auf einem der Sonntagsspaziergänge ein Gebet aus der Umwelt-Enzyklika des aktuellen Papstes spricht. Von Zärtlichkeit für alle Geschöpfe ist hier die Rede, vom Wert aller Dinge, von der Verbundenheit und vom Kampf gegen die Zerstörung und für „Gerechtigkeit, Liebe und Frieden“.

Jenseits von Gefühlsduselei heißt es: „Diese Überzeugung darf nicht als irrationaler Romantizismus herabgewürdigt werden, denn sie hat Konsequenzen für die Optionen, die unser Verhalten bestimmen.“

Ich lade Sie nun auf einen Spaziergang ein, in ein Gebiet, das früher über 4000 ha umfasste, doch mehr als 90 Prozent davon sind verschwunden. Es wurde als „rheinischer Urwald“ bezeichnet, denn seit mehr als 12 000 Jahren wächst hier ein Wald, der in der uns bekannten Zeit auch immer wirtschaftlich genutzt wurde, die ältesten Bäume hier sind über 350 Jahre alt. Besonders die Stieleiche und die Hainbuche sind hier angesiedelt, und das Maiglöckchen wächst dazu, eine einzigartige Dreierkombination, einmalig in Europa. Dazu kommen über 140 geschützte Tierarten.

Und „voll Bewunderung“ (Laudato si') bleiben wir stehen und betrachten eine Stieleiche. Sie kann bis 40 Meter hoch werden, sie ist „sommergrün“, hat dunkelgraue bis braungraue Rinde, die tief gefurcht ist. Die Blätter sind als beidseitige Lappen zu beschreiben, rundlich und glattrandig, ledrig, leicht glänzend, auf der Unterseite heller, auf den Blattnerven leicht behaart. Die Blüten wirken unscheinbar, die männlichen Kätzchen schlaff hängend, die weiblichen Ähren langstielig an den Triebenden. Sie sind allgemein bodentolerant, anspruchslos und robust, und bereits in germanischer Zeit wurden sie einem Gott geweiht: Donar.

So sind wir bei der Poesie angekommen. Beim Betrachten der Schöpfung wird deutlich: Der Kampf um jeden Baum bleibt zwingend.

Legen wir uns also mal ins Gras. Damit wir nicht vergessen, „dass wir selber Erde sind“ (Laudato si' 2).

Hinweise zum Weiterlesen:

www.naturfuehrung.com

Thomas Bernhard, Holzfällen. Eine Erregung. Zürich 1988.

Elias Canetti, Masse und Macht, Hamburg 1960.

Adolf Levenstein, Die Arbeiterfrage. München 1912.

Papst Franziskus, Die Enzyklika Laudato si'. Freiburg 2015.

Liebe Leserinnen und Leser,

es ist schon wieder so weit: der Katholikentag steht vor der Tür. „Suche Frieden“ schreibt das ZdK als Motto beim einhundertersten Mal darüber. Und wer wäre ein geeigneterer Ausleger als der Geistliche Rektor des ZdK, **Pfr. Christoph Stender** aus dem Bistum Aachen, den verschiedenen Dimensionen des biblischen Grundwortes und den Intentionen seiner Auswahl nachzugehen!

Nimmt schon er u. a. Bezug auf die neuen Medien, so tut dies in ausschließlicher Weise **PR Dr. Werner Kleine**, Cityseelsorger in Wuppertal. Er beleuchtet Chancen und Grenzen der digitalen Welt in der Gegenüberstellung von Virtualität als deren Proprium und Inkarnation bzw. Leibhaftigkeit als Proprium christlicher Theologie sowie daraus resultierender Praxis.

Bedeutsamkeits-Verlust: diese Sorge treibt viele in der hiesigen Kirche angesichts der Zahlen um. Die Antworten darauf, wie ihm zu entgegen ist, liegen nicht einfach auf der Hand. Mit einer „pointierten Analyse“ sowie einer provozierenden Deutung des lutherischen Wortes von der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, aus welcher es sich zu befreien gilt, bezieht **Pfr. Dr. Reiner Nieswandt** aus Hilden Position.

Auch der Aachener Spiritual **Pfr. Georg Lauscher** fragt danach, worauf sich Kirche in unserer Zeit neu besinnen sollte. Seine biblische und kirchengeschichtliche Durchleuchtung führt ihn zu der neu zu justierenden „Stellschraube“ der Verhältnisbestimmung von Prophetie und Hierarchie.

Schließlich hat es sich ergeben, dass am Ende der Artikel-Kette dieses Heftes, deren erstes Glied mit dem Einzelereignis Katholikentag beginnt und die immer grundsätzlicher nach dem Wesen von Kirche fragt, der letzte Beitrag schließlich fundamental nach dem Glauben an sich fragt – einem den möglichen Ausflüchten widersagenden, „nackten“ Glauben „in radikaler und immer wieder neu gefährdeter Freiwilligkeit“. Der Verfasser ist **Kpl. Werner Kallen**, Priester im Bistum Aachen und Autor.

Ein geisterfülltes Pfingstfest, das Sie ebenso ermutigt wie inspiriert, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Christoph Stender

„Suche Frieden“

Zum Leitwort des 101. Deutschen Katholikentag vorgelegt

Frieden erst einmal so ganz ohne Emotionen! Wie das Leitwort „Suche Frieden“ des kommenden Katholikentages in Münster entstanden ist, berichtet sachlich und nüchtern die Presseabteilung des Katholikentages: „So hat es der Hauptausschuss des Zentralkomitees der deutschen Katholiken in seiner Sitzung am 9. September (2016) einstimmig beschlossen. Er ist damit einem Vorschlag gefolgt, für den sich die Leitung des Katholikentags nach eingehender und konstruktiver Beratung einstimmig ausgesprochen hatte. In beiden Gremien hat gerade die Mehrdeutigkeit dieser kurzen Formulierung überzeugt: „Suche Frieden“ erlaubt eine thematische Fokussierung und eröffnet zugleich die für einen Katholikentag notwendigen, unterschiedlichen Perspektiven.“¹

Doch ist der hier beschriebene Findungsprozess des Leitwortes selbst schon eine Botschaft zum Thema des Leitwortes. Die Suche nach Frieden bedarf der Nüchternheit, der Klarheit und einer Stringenz, so wie der beschreibende Text über die Findung des Leitwortes selbst. Frieden ist keine Angelegenheit von Träumern, Visionären oder Fantasten, allerdings ohne diese blieb eine Suche nach Frieden erfolglos.

Die einen glauben Krieg

Die vom 2. Weltkrieg direkt Betroffenen werden immer weniger. Die Erinnerung an diesen Krieg, seine Kriegstoten, die Morde die begangen wurden, an die Vertriebenen und die Spur, die sich von diesem Weltkrieg

aus bis in unsere Gegenwart hineinzieht, darf nicht nur nicht verblasen, sondern muss aktive Erinnerung bleiben und immer wieder neu nachempfunden zur Erinnerung werden, durch diese Erinnerung selbst, kognitiv wie emotional.

Diese vergegenwärtigende Erinnerung muss stark sein, um gehalten zu können, denn der Glaube an den Krieg ist nicht tot zu kriegen. Dieser Glaube produziert weiter Glaubenskriege und solche, die mit Glauben getarnt werden, sowie jeden anderen erdenklichen Grund, Kriege zu führen.

Die Zahl derer, die durch solche Kriege aus ihrem Land vertrieben werden und nach Europa fliehen müssen nimmt zu. Selbst in Europa flammen kriegerische Auseinandersetzungen wieder auf, und die Kriegsherde und Kriegstreiber nehmen in der ganzen Welt zu. Es werden weiter und weiter Kriege geführt, bestens mit modernster Tötungstechnik ausgestattet, auch „made in Germany“.

Kommt die Konfliktlösung zwischen Menschen wirklich nicht ohne Waffengänge aus, von verbaler bis atomarer Kriegsführung?

Die anderen suchen Frieden

Dieses Leitwort aus dem Psalm 34, der dem König David zugeschrieben wird, „meide das Böse und tu das Gute; suche Frieden und jage ihm nach“, ist grundlegender Imperativ und brandaktueller Hilferuf zugleich.

Es gibt derzeit kein wichtigeres Thema in der öffentlichen Debatte über Religion als das Problem der Gewalt.

Doch auch in vielen Familien, an Arbeitsplätzen, in Stadtteilen, Parteien, in Regionen und Nationen, eben überall dort, wo der Mensch als solcher nicht als eine zu schützende Gabe Gottes angenommen wird, scheitert sein Geschütztsein und Kriege greifen Raum, hervorgegangen aus Missgunst, Hass und Neid.

In seiner Hinführung zu dem Leitwort schreibt der Neutestamentler Thomas Söding „Der Friede als solcher hat nach Psalm 34 drei Dimensionen:

- Frieden mit Gott: Der Krieg mit Gott muss beendet werden. Er besteht in dem Versuch von Menschen, Gott zu spielen. Er ist besonders grausam, wenn er im Namen Gottes geführt wird. Der Friede mit Gott wird nicht dadurch gestiftet, dass sich Gott mit den Menschen versöhnt, sondern dadurch, dass die Menschen mit Gott versöhnt werden (vgl. 2 Kor 5).
- Frieden mit anderen: Der Krieg mit anderen Menschen muss beendet werden. Er besteht in der irrigen Überzeugung, auf Kosten anderer leben zu dürfen. Er ist besonders grausam, wenn er religiös motiviert ist und gerechtfertigt scheint. Die Initiative, Frieden zu stiften, liegt Psalm 34 zufolge bei den Kriegsoffizieren, die mit Gottes Hilfe versuchen, die Kriegstreiber zu überwinden. Innerkirchlicher, ökumenischer, interreligiöser, gesellschaftlicher, politischer, interkultureller Frieden sind die heute zu unterscheidenden und zu verbindenden Ebenen.
- Frieden mit sich selbst: Der Krieg mit sich selbst muss beendet werden. Er besteht im Zerwürfnis mit sich selbst. Er ist besonders grausam, wenn er als Krieg Gottes gegen das eigene Ich erlebt wird. Nach Psalm 34 wächst der innere Friede dort, wo Gott die Ehre gegeben wird.“²

Kann Frieden gefunden werden?

Wäre es eigentlich möglich, alle Konflikte zwischen zwei Menschen, mehreren Menschen, einer größeren Gruppe von Menschen, einer Gesellschaft, in einem Volk, einem Staat, Kontinent, in der Welt, im Weltraum und ganz, ganz drinnen in mir selbst, friedlich zu lösen?

Können das Ich, das Du, das Wir, die Anderen so nahe zusammenrücken, dass kein Krieg mehr zwischen die Menschen passt, oder die Menschen so weit auseinander stehen, dass Unfriede keinen Halt mehr fände?

Soweit wir heute in unserer Menschheitsgeschichte zurückschauen können, war der Krieg andauernd eine vernichtende Kommunikationsfigur zwischen den Menschen, zwischen Ehepartnern, Geschwistern, in Familien und Gesellschaften. Krieg muss demnach „sexy“ sein! Kriege mit unterschiedlichem Vernichtungspotential also gehören, so lehrt die Geschichte, zur Daseinsbehauptung des Menschen.

Kurz und reduziert lautet die „Weltformel“ des Krieges: „Ich und nicht du!“ Irrendwie muss es Tote geben, so lehrt es des Menschen reine Existenz. Aber alle Religionen der Menschheit bis heute sind mit ihren Göttinnen und Göttern bemüht um Frieden.

Bemüht um Frieden, fand das erste Weltgebetstreffen für den Frieden im Oktober 1986 in der italienischen Stadt Assisi große Resonanz, zu dem auf Einladung Papst Johannes Pauls II. hohe Geistliche verschiedener Religionen zusammenkamen.



© 101. Katholikentag, Münster

Repräsentative Vertreter der drei großen Buchreligionen propagieren aktuell und unablässig in den Medien ihre Friedensabsicht. Die Botschaft des christlichen Glaubens fordert in der Qualität eines Alleinstellungsmerkmals sogar: „Liebe deine Feinde“ (Mt 5,44).

Aber jede Religion hinterließ in der Vergangenheit auch Blutspuren. Einige hinterlassen auch aktuell Verletzungen, tiefe

Wunden: „Wie es war im Anfang, so auch jetzt und alle Zeit und in Ewigkeit?“

Lasst uns beten wollen³

Eines der häufigsten Gebetsanliegen ist die Bitte um Frieden. Immer wieder formulieren bittend, flehend und manchmal auch fast atemlos Menschen in Gottesdiensten ihre Sehnsucht nach Frieden. Über einer Milliarde Christen auf der Welt liegen fast täglich Gott in den Ohren: „Schenk uns deinen Frieden.“

Und? Hört Gott schlecht?

Vielleicht sollten wir diese Bitte betreffend einen Grundzug des Gebetes besonders stärken, nämlich den, dass das Gebet auch eine gemeinsame Einsicht in Form der Übereinkunft der Betenden zum Ausdruck bringt, so diese: In Christus ist der Friede Gottes geerdet.

Vor diesem Hintergrund ist „Suche Frieden“ kein Leitwort, das in die Irre führt oder uns irre macht oder uns vergegenwärtigt, wie irre diese Bitte ist.

Denn die, die von sich sagen „Suche Frieden“, die haben eine mutige Ahnung davon, wo Frieden zu finden ist, nämlich mitten unter uns, da in Christus der Friede Gottes geerdet ist.

Finden im Aufdecken

Wer Frieden sucht, um ihn auch finden zu wollen, der irrt nicht. Er irrt nicht, weil ihm klar ist, was aufgehoben werden muss, was im wahrsten Sinne des Wortes weggenommen und aufgedeckt werden muss, um Frieden finden zu können: Gier, Hass, Neid, Wut, Totalität, Fanatismus, Egoismus, Größenwahn ... und nicht zu vergessen dieses kompromisslose kleine: „... aber ich habe recht!“

Solche friedlosen Gefühle, Behauptungen und Haltungen des Menschen begraben den von Christus gebrachten Frieden unter sich.

Da, wo Menschen aufeinandertreffen, die bereit sind, den Frieden unter Kriegen egal

welchen Formates zu begraben, haben sie Gräber ausgehoben, in denen sie den Frieden Gottes bestatten, der für Christen in Christus greifbar geworden ist.

Friedenssuche ist Gräbersuche, in denen der Frieden Gottes in Mitten der Welt unter Unfrieden begraben ist. Friedenssuche ist die Öffnung der Gräber, damit der von Menschen fast erwürgte Frieden Gottes wieder Atem holen kann, um auferstehen zu können.



© 101. Katholikentag, Münster

Unter das Kreuz mit den Anfängen

Suche Frieden, das ist auch eine Willensbekundung, die von Menschen konkret ausgehen muss, persönlich und im alltäglichen Leben.

In der Mitte des 19. Jahrhundert, in der Zeit der Industrialisierung lebte Clara Fey, eine Frau die eine Ordensgemeinschaft in Aachen gründete, nur um verwaahlteste Kinder von den „Kleinkriegen“ auf den Straßen wegzuholen, und ihnen eine neu Lebensperspektive zu geben. Sie sagte zu ihren Mitschwestern damals etwas, das heute total überholt klingt, aber wert ist gehört zu werden: „Das beste und unfehlbare Mittel, die Ruhe und den Frieden unserer Herzen zu bewahren, besteht darin, dass wir, sobald wir uns verwirrt und aufgeregt fühlen, zum Kreuz Jesu hingehen und dort vor ihm unser Herz beruhigen.“⁴

Suchbilder Frieden

Über die Bilder der Werbelinie bezogen auf das Leitwort schreibt die Presseabteilung des Katholikentages: Das Leitwort ist eine vielfältige Botschaft, „die sich nicht auf einfache Symbole reduzieren lässt. Sie ist genauso vielfältig, wie die Abbildungen, die Sie hier sehen. Es sind starke, kraftvolle Bilder.“⁵

Bei der Vielfältigkeit der Bilder dieser Werbelinie, die die vielfältige Ausrichtung des Leitwortes „Suche Frieden“ zum Ausdruck bringt, ist eines gemeinsam: Sie bilden Menschen in Begegnung ab, die man „riechen kann“.

Anmerkungen:

- ¹ https://www.katholikentag.de/programm/leitwort/anmerkungen_zum_leitwort.html.
- ² Thomas Söding, Professor für Neues Testament an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum. <https://www.katholikentag.de/programm/leitwort.html>.
- ³ Bischof Dr. Felix Genn. Gebet für den Katholikentag: <https://www.katholikentag.de/programm/katholikentagsgebet.html>.
- ⁴ Clara Fey, Kleine Betrachtungen, 1927, 4. Band, S. 425.
- ⁵ Statement von Prof. Dr. Thomas Sternberg, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, zur Vorstellung der Werbelinie des 101. Deutschen Katholikentags in Münster am 20. März 2017. https://typo3kathsync.s3.amazonaws.com/production/htdocs/fileadmin/katholikentag/pdf/100Leipzig/Pressemappen/20170320-PKVorstellungWerbelinie/Statement_Thomas_Sternberg170315.pdf.

Werner Kleine

Naiv ins Neuland?

Eine kritische Betrachtung über die pastoralen Möglichkeiten der digitalen Welt

Verheißungen wohnt der Zauber einer Zukunft inne, in der in einem gelobten Neuland nicht nur die Fesseln der Vergangenheit abgestreift werden; mit dem Zauber der Verheißung ist meist auch die Utopie einer in jedem Fall besseren Zukunft verbunden. Zu den großen Verheißungen der Gegenwart gehört alles, was mit dem Zauberwort „Digitalisierung“ verbunden ist.

Digital Naives

Digitalisierung ist mehr als das Internet¹. Es geht um viel mehr als den sicher überfälligen Anschluss ländlicher Regionen an das Breitbandnetz, den Ausbau des Glasfasernetzes oder den Aufbau der neuen und hyperschnellen 5G-Mobilnetze, die in sich schon mit den Verlockungen neuer virtueller Realitäten aufwarten². Es geht in der digitalen Revolution, die die Menschen der Gegenwart in Echtzeit erleben, um nicht mehr und nicht weniger als die Frage, was denn der Mensch in dieser schönen neuen Welt noch ist.

Die seit der Jahrtausendwende Geborenen bezeichnet man nicht ohne Grund als „Digital Natives“. Sie sind mit Internet und Smartphone groß geworden. Die Kommunikation per Instagram und Messengern wie WhatsApp gehört zu den kommunikativen Standards der Gegenwart. Sogenannte „Soziale Medien“ wie Twitter, mit deren Hilfe Hinz und Kunz, Hillary und Donald ihre Weltansichten ungefiltert und ungeprüft verbreiten, werden von vielen als Informationsquellen genutzt. Nicht zu Unrecht stellt der Journalist Hannes Leitlein fest, dass „mit der Digitalisierung (...) die Tren-

nung zwischen Sendern und Empfängern [verschwindet]. Es geht – anders als seit dem Buchdruck – nicht mehr um Vervielfältigung, sondern um Vielfalt, Solidarität und Koalitionen.“³

Genau das Fehlen redaktioneller Zwischeninstanzen könnte aber auch ein Teil des Problems der schönen neuen Welt virtuell ermöglichter Meinungsvielfalt sein. Dem Einzelnen ist es angesichts der Flut an Informationen in der Regel überhaupt nicht möglich, diese einzuordnen, zu bewerten und auf Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen. Der digital bedingte Ausfall redaktioneller Leistungen etwa von seriösen Verlagen wird mit der Zunahme von Fake-News und Verschwörungstheorien bezahlt, die in der Tat in der Lage sind, Wirklichkeiten zu verändern.

Aber nicht nur das muss gerade auch die Kirche der Gegenwart beachten. Das blinde Vertrauen auf die Möglichkeiten des verheißenen digitalen Landes übersieht die Fragilität einer Technik, die nicht nur in sich nicht sicher und etwa von freundlichen und feindlichen Hackerangriffen bedroht ist, sondern aufgrund ihrer physischen Eigenschaften auch den Unbilden der Natur ausgeliefert ist. Ein größerer Sonnensturm reicht, um die auf sensiblen elektronischen Speichern hinterlegten Daten in das digitale Nirwana zu schicken – eine Gefahr, die realer ist, als viele denken, wie etwa im Jahr 1989 der großräumige Blackout im kanadischen Quebec zeigte⁴. Allein diese Beobachtungen zeigen, dass ein allzu blindes Vertrauen der Digital Natives sie doch eher als Digital Naives erscheinen lässt.

Das Internet ist kein Ort

Ein wesentliches Paradigma der neuen Welt des Digitalen ist seine Ortlosigkeit. Es löst nicht nur Hierarchien auf; es ist auch asomatisch, unkörperlich, virtuell. Nicht ohne Grund bezeichnet der Journalist Florian Felix Weyh die Generation der Digital Na(t)ives deshalb auch als „Nachbuchgeborene“⁵. Gerade die Kirche, deren Verkündi-

gung von Grund auf symbolisch konzipiert ist, ist das eine Herausforderung. Symbole haben immer eine somatische, eine leibliche Dimension, in der sich eine nicht-sichtbare Wirklichkeit zum Ausdruck bringt. Liturgie, Sakramente, Segenszusprüche – all das lebt von der somatischen Begegnung, dem konkreten Erleben und Erfahren. Sicher kann man Gottesdienste via Internet übertragen; aber spätestens bei der Spendung von Sakramenten wird deutlich, dass das World Wide Web dann eben auch seine Grenzen hat. Das Internet ermöglicht Kommunikation, es kann aber eben die konkrete Begegnung nicht ersetzen.

Der digitale Wandel der Kommunikation – Vom Markt zum Laufhaus

In einem Beitrag für die Online-Ausgabe der Zeitschrift „Die Zeit“ vom 24.3.2017 konstatiert Hannes Leitlein ein bemerkenswertes Missverständnis: *„Wo von Digitalisierung die Rede ist, denken selbst progressive Kirchenleute meist nur an die Zahl der Schafe, die sich in der schönen neuen Digitalwelt mit den alten Wahrheiten erreichen lassen: Konnten bisher Tausende mit einer Idee erreicht werden, mit Fernsehen oder Radio vielleicht sogar Millionen, dann überträgt das Internet einen Gedanken live in die ganze Welt, schwärmen sie.“* Der Befund Hannes Leitleins offenbart eine Verengung der Perspektive, wenn die Kirche von Digitalisierung spricht. Er zeigt einen primären Utilitarismus im Umgang mit den neuen Medien. Der besteht vor allem darin, dass man das ehemals auf Papier gedruckte Wort nun einfach online präsentiert. Geblendet von den Zahlen und Reichweiten, die sogenannte Influencer bei Facebook, Twitter und Instagram erreichen, erscheint die digitale Kommunikation als medialer Selbstläufer. Man muss nur in den sozialen Medien etwas posten und schon erreicht man die Massen.

Genau das ist aber nicht per se der Fall. Im Gegenteil! In den Anfangszeiten der sozialen Medien konnte man noch unverhohlen

das Bild vom „offenen Markt“ bemühen. Die sozialen Medien erschienen als offene Foren, in denen jede und jeder einfach und ohne allzu großen Aufwand seine Gedanken, Meinungen und Ideen posten konnte. Jede und jeder konnte alles zu allen Zeiten lesen. Zwar wird in diesem Zusammenhang häufig zwischen denen unterschieden, die „Content“, also Inhalt liefern, und denen, die diesen Inhalt rezipieren. Nicht nur die immer größer werdende Datenflut, sondern auch das wirtschaftliche Interesse der Anbieter sogenannter sozialer Medien hat allerdings einen Paradigmenwechsel mit sich gebracht, der dem normalen User – sei er Contentlieferant, sei er Rezipient – wohl unmittelbar gar nicht auffallen dürfte. Die die Präsentation der Inhalte leitenden Algorithmen dienen ja vor allem der werberelevanten Erfassung von Daten, so dass der User nur noch die Inhalte präsentiert bekommt, von denen der Algorithmus annimmt, dass sie ihn auch interessieren⁶.

Bei aller gebotenen Vorsicht vor der Anwendung von Metaphern auf die Welt des Internets⁷ muss gegenwärtig eher gesagt werden: Aus der großen Weite eines offenen Marktes sind die sozialen Medien eher zu einem Laufhaus mit vielen mehr oder weniger großen Echokammern mutiert. In diesem Laufhaus gibt es tatsächlich Präsentationsflächen, die sich einer großen Aufmerksamkeit erfreuen und nach wie vor große Reichweiten mit viraler Relevanz erfreuen. Die kirchlichen Präsenzen, die in mittlerweile fast allen Ordinariaten und Generalvikariaten von Social-Media-Managern unterhalten werden, dürften in der Regel wohl nicht dazu gehören. Kaum ein User, der nicht ohnehin schon eine Affinität zu kirchlichen Themen aufweist, wird von den Algorithmen hierhin verirrt. Die publizistische Verheißung großer Reichweiten für kirchliche Themen findet allein hier schon ihre Grenze, die man nur durchbrechen kann, indem man entweder zu finanziellen Mitteln greift, um den Algorithmus missionsfreudiger agieren zu lassen – oder sich eben selbst aus der eigenen Echokammer auf den Weg in andere Filter-Bubbles

macht, um dort per Kommentar oder Posting aktiv zu werden.

Emotion vs. Information?

Dass es noch einen dritten Weg gibt, die Aufmerksamkeit der durch Internet pilgernden Seelen zu erregen, suggerieren Empfehlungen wie etwa des Social-Media-Redakteurs des Bistums Essen, Jens Albers, der den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des „Denkbar“-Abends vom 14.3.2018 in den Veranstaltungsräumen der Schalke-Arena in Gelsenkirchen zum Thema „Pfarrbrief meets Social Media“ empfiehlt: „Persönlich sein. Emotionen, Emotionen, Emotionen! Keine Angst vor fantastischen Adjektiven.“⁸

Schöner kann man es kaum ausdrücken, dass in der kirchlichen Verkündigung der viel beschworene Begriff „Content“ eine massive Relativierung erfahren hat. In der Sehnsucht nach Aufmerksamkeit, die man braucht, um im Laufhaus Internet die Kundschaft auch in die wenig besuchten Ecken zu locken, zieht man die Emotion der Information vor. Das liegt zwar völlig auf der Linie eines Trends der Gegenwart, bei dem die Formate die Inhalte bestimmen und nicht umgekehrt⁹; gleichzeitig stellt sich aber doch die Frage, wie man denn denen, deren Emotionen man nun mit fantastischen Adjektiven geweckt hat, den Inhalt einer seit 2000 Jahren prinzipiell unveränderten kirchlichen Verkündigung nahebringen will, ohne eine ebenso tiefgreifende wie fundamental fatale Enttäuschung zu produzieren, wenn die User feststellen, dass in der ekklesialen Echokammer statt der vollmundig angepriesenen himmlischen Sensation doch wieder nur Mutter Kirche wartet.

Wie Musik zur Trauer

Die Kirche kann nicht ohne ihren Inhalt sein. Das Wesen der Kirche ist die Verkündigung dieses Inhaltes – auch im Internet.

Das Diktum des Auferstandenen ist universell: „Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung“ (Mk 16,15)! Das heißt ohne Zweifel auch, dass die Kirche sich aller kommunikativen Mittel bedienen muss, um diesen Auftrag zu erfüllen. Nur muss sie dabei immer das Evangelium verkünden, das fleischgewordene Wort Gottes (vgl. Joh 1,14).

Genau hier muss aber eine neue kommunikative Kompetenz der Kirche entwickelt werden. Es geht nicht bloß um das Beantworten von Kommentaren, wie Hannes Leitlein vermutet. Es geht um eine Befähigung zu korrelativer Kommunikation. So haben verschiedentlich evangelische und römisch-katholische Seelsorger versucht, über die Live-Streaming-Plattform „Younow“¹⁰ ihre Botschaft an das vermeintlich kirchenferne Volk zu bekommen. In der Regel zeigt sich an den negativen Reaktionen und Shitstorms, dass es gerade nicht reicht, das analoge und innerkirchlich vertraute Sprachspiel einer Predigt im Gossip gestreamter Inhalte einfach online zu präsentieren. Der Effekt war sogar kontraproduktiv. Wer offenkundig in der analogen Welt Schwierigkeiten hat, sich auf das Sprachspiel Andersdenkender einzulassen, wird das nicht durch eine noch so modern daher kommende Internetpräsenz – sei es eine Homepage, sei es ein Account in den sozialen Medien – kompensieren können.

Pastorale Parameter digitaler Kommunikation

Jeder Seelsorger – gerade etwa in der Notfallseelsorge – weiß, dass man gerade schlechte Botschaften nicht medial überbringen sollte. Die Reaktionen des Gegenübers können durch die mediale Distanz nicht aufgefangen werden. Die konkrete somatische Begegnung in der analogen Welt hingegen ermöglicht erst ein wirkliches pastorales Handeln. Mimik, Gestik, Berührung – all das fehlt der medialen Kommunikation. Bereits die Telefonseelsorge

bewegt sich hier auf einem schmalen Grad. Gleichwohl ist der stimmliche Kontakt durchaus von einer somatischen Qualität, die eine echte Beziehung wenigstens im Ansatz herstellt. Aber selbst das fehlt bei der Kommunikation in der digitalen Welt.

Hinzu kommt, dass angesichts mangelnder Zertifizierungsverfahren gegenwärtig nicht sicher gesagt werden kann, ob das Gegenüber einer digitalen Kommunikation auch ein reales Gegenüber ist. Hinter jedem Profil (und die Vermutung betrifft eben auch den kirchlichen Akteur) könnte sich auch ein Bot-Profil verbergen. So stellt sich ebenso die Frage nach dem für jede pastorale Kommunikation nötigen Schutzraum wie die Kritik an Datenschutzverfahren. Das betrifft insbesondere den beliebten Messenger WhatsApp, dessen Gebrauch zwar in der Jugendarbeit, wie z.B. der Organisation von Firmgruppen, weit verbreitet, gleichwohl aber allein aus juristischen Gründen schon kritisch zu betrachten ist¹¹. Die Kommunikation an sich ist zwar verschlüsselt. Nichtsdestotrotz liest WhatsApp die Adressbücher der Nutzer aus und stellt somit dem Betreiber eine Fülle ungeschützter Daten zur Verfügung¹².

Während WhatsApp an sich wenigstens die Kommunikation zwischen Sender und Adressat mittlerweile verschlüsselt, verwundert es allerdings doch, dass kirchliche Kommunikatoren selbst ihren E-Mail-Verkehr meist weder signieren noch verschlüsseln. Praktische Verfahren wie PGP oder S/MIME finden so gut wie keine Anwendung¹³. Gerade im Bereich seelsorglichen Handelns ist das allerdings allein schon um der notwendigen Schweigeverpflichtungen und pastoralen Schutzräume willen eine *conditio sine qua non*. Es ist schon mehr als verwunderlich, wenn zwar das Open-CMS etwa des Erzbistums Köln dem Sicherheitsstandard einer Bank entspricht, auch wenn auf der Homepage selbst kaum sensible Daten verbreitet werden, Mails hingegen, die über die Domain @erzbistum-koeln.de verschickt werden, weder standardmäßig verschlüsselt noch signiert werden.

Chancen und Grenzen kirchlich-digitalen Handelns

Bei aller Notwendigkeit der Nutzung digitaler Medien bleibt der Kirche eine zu tiefst körperliche Existenz ins Stammbuch geschrieben:

„Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1,14).

Fleisch (σάρξ – gesprochen: sárx) – das ist zu konkret, um virtuell zu sein. Eine rein digitale Kirche kann es in diesem Sinn nicht geben. Das Wort Gottes sucht nach Gestaltwerdung, Konkretion, echter fleischlicher, analoger, konkreter Begegnung. Die modernen medialen Möglichkeiten können dabei helfen, diese Begegnungen anzubahnen. Das sind nicht die einzigen Herausforderungen, denen sich die Kirche angesichts der zunehmenden Digitalisierungen, die weit über die medialen und kommunikativen Möglichkeiten des Internet hinausgehen, stellen muss. Sie muss auch die grundlegende Frage, nach dem, was der Mensch ist, wachhalten. Pflegeroboter können Hilfen sein, die Pflegende entlasten¹⁴. Ersetzen können sie den zwischenmenschlichen Kontakt aber gerade nicht, wenn der zu Pflegende nicht ausschließlich auf die Parameter des „Satt, sauber, sicher“ reduziert werden soll. Aber auch das ist eine Frage des Inhaltes, eines „Zeugnisses ohne Worte“, das Papst Paul VI in der Enzyklika *Evangelii nuntiandi* (1975) als Ausgangsbasis jeder Evangelisierung fordert¹⁵. Auch hier ist also der Inhalt wichtiger als die Verpackung. Das Digitale sollte der analogen Welt dienen, denn das Sein des Menschen und seine leib-seelische Einheit ist zu körperlich, um sich in den utopischen Verheißungen virtueller Welten zu verlieren. Schließlich zog auch Abraham nach der Verheißung nicht einfach naiv los, sondern „nahm seine Frau Sarai mit, seinen Neffen Lot und alle ihre Habe, die sie erworben hatten, und alle, die sie in Haran hinzugewonnen hatten“ (Gen 12,5). Die Kirche aber hat schon 2000 Jahre echten Content im Gepäck.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. hierzu den Beitrag von Norbert Wichard, Kirche in der digitalisierten Gesellschaft, in: 70 (2018), S. 73-79, der nicht zu Unrecht von der Digitalisierung als Querschnittsthema spricht (S. 73), das einen raschen Wandel aller Arbeits- und Lebenswelten bewirkt.
- ² De 5G-Netze wurden bei der Winterolympiade 2018 in Pyeongchang (Südkorea) einem ersten groß angelegten Praxistest unterzogen. Sie ermöglichen eine im Vergleich zum derzeitigen LTE-Standard (auch als 4G bezeichnet) um ein Vielfaches gesteigerte Datenaustauschrate. Der neue 5G-Standard ist auch Voraussetzung für den Aufbau autonomer Fahrsysteme und ähnlichem, die nur sicher funktionieren können, wenn der Austausch der dafür benötigten gigantischen Datenmengen möglichst fehler- und verlustfrei in Echtzeit erfolgen kann.
- ³ Hannes Leitlein, Digitalisman, 26.2.2018, Quelle: <http://www.hannesleitlein.de/2018/02/26/digitalisman/> [Stand: 18. März 2018].
- ⁴ Vgl. hierzu etwa den Beitrag Anke Wilde, Die Gefahr durch Sonnenstürme für unsere Technik, Tagesspiegel Online, 1.8.2016, Quelle: <https://www.tagesspiegel.de/wissen/weltraumwetter-die-gefahr-durch-sonnenstuerme-fuer-unsere-technik/13955920.html> [Stand: 18.3.2018].
- ⁵ So etwa in dem Beitrag Quellengewissheit - Wahrheit ist Belegbarkeit, der am 18.2.2018 in der Sendung „Essay und Diskurs“ des Deutschlandfunks ausgestrahlt wurde (das Manuskript zur Sendung ist unter http://www.deutschlandfunk.de/quellengewissheit-wahrheit-ist-belegbarkeit.1184.de.html?dram:article_id=408682 [Stand: 18. März 2018] verfügbar).
- ⁶ Wie groß der Einfluss derer ist, die die Algorithmen mit Blick auf die Werbewirksamkeit und damit wirtschaftliche Verwertbarkeit programmieren, zeigte sich zuletzt bei der Meldung, dass Mark Zuckerberg, der Gründer von Facebook, Änderungen des News Feed von Facebook ankündigte, der statt Medien und Seitenbetreibern verstärkt „bedeutungsvolle soziale Interaktionen“ und Beiträge von Freunden, Familienmitgliedern und Gruppen berücksichtigen soll - vgl. hierzu Jannis Brühl/Marvin Strathmann, So baut Zuckerberg den Facebook-Algorithmus um, in: Süddeutsche online, 12.1.2018, Quelle: <http://www.sueddeutsche.de/digital/facebook-so-baut-zuckerberg-den-facebook-algorithmus-um-1.3822756> [Stand: 18. März 2018].
- ⁷ Vgl. hierzu das Kapitel „Das Internet ist ein rotes Auto. Wie Metaphern und ihre Geschwister Diskussionen erschweren“ in: Sascha Lobo/Kathrin Passig, Internet. Segen und Fluch. Berlin 2012, S. 36-52.
- ⁸ Zitiert nach Cordula Spangenberg, Kirchen-Kommunikation auf digitalen Kanälen pflegen, Home-

page Bistum Essen, 15.3.2018, Quelle: <https://www.bistum-essen.de/presse/artikel/kirchenkommunikation-auf-digitalen-kanalen-pflegen/> [Stand: 18. März 2018].

⁹ Vgl. hierzu den gleichermaßen lesenswerten wie kritischen Essay von Stefan Kraus, *Formate bestimmen die Inhalte. Kunstbetrieb, Kunst und Kunstvermittlung*. Magdeburg 2017, der nicht nur feststellt, dass Kunst nicht mit Künstlichkeit verwechselt werden darf (s. 62), sondern völlig zu Recht auch ein Prä der Inhalte fordert: „Es gilt, sich zuerst mit den Inhalten zu beschäftigen und danach mit allen Fragen der Verpackung und der Vermittlung.“

¹⁰ www.younow.com

¹¹ So entschied das Amtsgericht Bad Hersfeld in einem Sorgerechtsstreit, dass die Eltern verpflichtet sind, von allen Personen, die im Adressbuch des Kindes gespeichert sind, schriftliche Zustimmungserklärungen eingeholt werden müssen, ob diese Personen mit der Weitergabe ihrer Daten an WhatsApp, die Bestandteil der AGB von WhatsApp ist, einverstanden sind (Amtsgericht Bad Hersfeld, Beschluss vom 20.3.2017 AZ: F 111/17 EASO). Das Urteil hat genau betrachtet enorme Konsequenzen gerade für pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die die Gruppenfunktion von WhatsApp zur Organisation pastoraler Projekte (Firmgruppen, Jugendarbeit usw.) nutzen.

¹² Genau genommen müssten deshalb die Betroffenen von allen in den Smartphones der beteiligten Gruppenmitglieder gespeicherten Personen Einverständniserklärungen einholen – eine schon auf den ersten Blick schier unlösbare Aufgabe, die die Nutzung des Messengers WhatsApp doch in einem kritischen Licht erscheinen lässt. Eine Lösung bestünde in der Trennung von WhatsApp und dem Kontaktspeicher, etwa durch Nutzung sogenannter Datencontainer wie z.B. der iPhone-App „Secure-Contact“, die aber nicht nur auf den Smartphones aller Beteiligten durchgeführt werden müsste, sondern auch Einschränkungen im Nutzungskomfort mit sich bringt. So sind etwa nur noch Telefonnummern ohne Namen bei WhatsApp sichtbar.

¹³ Im Falle des Autors dieses Beitrages heißt das konkret, dass von 1.700 Adressbucheinträgen ganze zwei (!) ihre Mails per S/MIME verschlüsseln und signieren. Beide sind nichtkirchliche Kommunikationspartner. PGP findet gar keine Anwendung.

¹⁴ Vgl. hierzu Norbert Wichard, a.a.O., S. 76.

¹⁵ Vgl. Paul VI, *Apostolisches Schreiben Evangelii nuntiandi*, 1975, Nr. 21 (online verfügbar unter http://w2.vatican.va/content/paul-vi/de/apost_exhortations/documents/hf_p-vi_exh_19751208_evangelii-nuntiandi.html) [Stand: 18. März 2018].

Reiner Nieswandt

Machtverlust oder Bedeutungsverlust

Gedanken zu einer Re-Formation der Kirche in Deutschland¹

Vor einigen Jahren behauptete ich in einem Interview mit einer lokalen Tageszeitung, dass unsere Kirchengemeinde ein „kultureller, sozialer und spiritueller Faktor in unserer Stadt“ sei. Zusätzlich hätte ich auch ergänzen können: ein „wirtschaftlicher Faktor“ in der Größe eines mittelständischen Betriebs. Heute bedauere ich diese Äußerungen, obwohl es damals keinerlei Kritik an meiner Feststellung gab und aus der Kerngemeinde sogar Lob für das Herausstellen der kommunalen Bedeutung unserer Pfarrei.

In-Frage-Stellung

„Nimmt man Gewissheiten ernst, so töten sie das Herz und fesseln die Phantasie“, so hat es der Theologe und Zivilisationskritiker Ivan Illich einmal auf den Punkt gebracht.² Zu den uns lieb gewonnenen „Gewissheiten“, mit denen wir allesamt aufgewachsen sind, so dass wir die damit verbundenen Selbstverständlichkeiten wie Gefahren gar nicht mehr bemerken, gehört das Verständnis der Kirche als einer für unser Land und seine Menschen unverzichtbaren „Dienstleistungsgesellschaft“, „von der Wiege (beginnend mit der Taufe) bis zur Bahre“ (kirchliche Beisetzung), in all ihren spirituellen, kulturellen und sozialen Vollzügen.³ Im Zeitalter der fortgeschrittenen Dienstleistungsgesellschaften scheint es noch weniger möglich oder sinnvoll zu sein, alternative Modelle zu denken, geschweige denn, sie auszusprechen, ohne sich und die Kirche, durch die sich das Mysterium Gottes

in dieser Welt mitteilt (Lumen Gentium), in Verruf zu bringen oder der Lächerlichkeit preiszugeben (oder auch sich intern einem Häresieverdacht auszusetzen). Vielleicht hilft zur Darstellung der Problematik zunächst eine pointierte Analyse.

Einige Zeichen der Zeit

1. Immer weniger junge Menschen, egal welcher Konfession, sind - trotz intensiver Werbekampagnen - bereit, Theologie zu studieren mit dem Ziel, einen kirchlichen Beruf zu ergreifen.
2. Immer mehr Erwachsene in jedem Lebensalter sind religiöse Analphabeten (geworden), weil sie - trotz jahrelanger intensiver Belehrung durch Religionsunterricht, Katechese und Verkündigung - niemals eine persönliche religiöse Sprache entwickelt haben.
3. Der Bürokratieaufwand in der Kirche bleibt enorm und weitet sich eher noch aus, trotz der unzweifelhaft segensreichen Einstellung von fähigen Verwaltungsleitern in den Gemeinden. Hier wie auch woanders bewahrheitet sich das „Parkinsonsche Gesetz“ der sich selbst ausweitenden, erhaltenden und ernährenden Bürokratien. Für die eigentliche Aufgabe der Seelsorger, den Menschen nah zu sein und mit ihnen das *mysterium fidei* zu feiern, bleibt wenig Raum und Zeit. Daher ist es auch kein Zufall, dass nicht wenige der in den Gemeinden verbliebenen pastoralen Kräfte davon träumen, in einem Sonderbereich zu arbeiten, der mehr Unmittelbarkeit zu den Menschen verspricht, wohingegen andere sich mit gleichsam erotischer Hingabe weiter den Verwaltungsaufgaben widmen, denn Papier erscheint geduldiger als Menschen.
4. Die Wahrnehmung und Inanspruchnahme von Kirche durch die Gesellschaft und ihre Menschen erhält immer mehr Eventcharakter, besonders an den sog. Lebenswenden. Einige Erscheinungsformen klerikaler Berufskleidung wirken

auf Nah- wie Fernstehende zumindest befremdlich.

5. Im kulturellen Sektor braucht es keine dezidiert religiösen Künstler, um großartige Werke, egal welcher Art, ob neu oder alt, für den kirchlichen Raum zu schaffen oder in diesen aufzuführen.
6. Viele der „klassischen“ Ordensgemeinschaften, die die Spiritualität des „christlichen Abendlandes“ geprägt haben, werden nicht nur immer kleiner, sondern sind in den kommenden Jahren vom Aussterben bedroht. Ebenso wird der größte Teil der katholischen Laienverbände in wenigen Jahren nur noch sehr klein oder regional ganz verschwunden sein. Die Zahl der Priester wird einen Tiefststand erreichen.

Die eigentliche „babylonische Gefangenschaft der Kirche“

Im Jahr 1520 erstellte Martin Luther auf Latein seine Streitschrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, in der er die katholische Lehre von der Siebenzahl der Sakramente infrage stellte. Meines Erachtens hat Luther mit seiner Titelwahl danebengegriffen, insofern besonders die Kirchen der Reformation mithilfe ihrer Gründergestalten in eine tatsächliche Form babylonischer Gefangenschaft gerieten: ihre Selbstausslieferung an die staatliche Obrigkeit, um mit deren Rückhalt und im Zusammenspiel mit ihr die jeweilige - bei unserer Betrachtung: deutsche - Gesellschaft mitzuprägen. In weniger starkem Ausmaß gilt diese Beobachtung für die katholische Kirche in Deutschland zwischen dem Ende der napoleonischen Kriege und dem Ende des Zweiten Weltkriegs (Zeit nach der Säkularisation, des Kulturkampfes und seiner Nachwirkungen). Aber spätestens mit der Gründung der Bundesrepublik hat sich auch die katholische Kirche auf eine Form des „Zusammenspiels“ mit Staat und Gesellschaft eingelassen, die ich als *eigentliche babylonische Gefangenschaft der Kirche* bezeichnen möchte:

Die Vielfalt an gegenseitigen Verquickungen, Verpflichtungen und Verbindungen („Sozialpartnerschaft“), sicherlich zum Wohle vieler und zum Schutz der Institutionen und ihrer darin Wirkenden gedacht, fesselt letztlich alle Beteiligten, führt zu deren geistiger wie persönlicher Immobilität, falschen Kompromissen und Abhängigkeiten sowie zu bürokratischer Fixierung und Ressourcenbindung an falscher Stelle. Institutionellem wie persönlichem Machtmissbrauch sind die Tore damit weit geöffnet.

Trotz, wohl eher: wegen ihrer nach wie vor bestehenden gesellschaftlichen Macht und ihrer engen Verquickung mit den gesellschaftlichen (staatlichen) Institutionen – erleidet die Kirche einen zunehmenden Bedeutungsverlust bei den Menschen, aus der unsere sich (wohl unaufhaltsam) weiter säkularisierende Gesellschaft besteht, wie oben gesehen. Damit stellen sich m.E. nur noch zwei Alternativen:

Machtverlust oder Bedeutungsverlust

Die fortgesetzte Weigerung von verantwortlichen Christen auf allen Ebenen kirchlichen Lebens, sich dem Machtverlust der Kirche in unserer Gesellschaft zu stellen, ihn als gegeben anzunehmen und die daraus sich ergebenden Veränderungen positiv zu gestalten, wird ihren Bedeutungsverlust nicht aufhalten, sondern beschleunigen. Sie wird dazu führen, dass ihre Vertreter sich der Kritik des HERRN selbst ausgesetzt sehen müssen, der angesichts der Bewunderung seiner Jünger für die Pracht des Jerusalemer Tempels dessen Zerstörung ankündigte (Lk 21,5f. par.) und den Vergleich mit Grabmälern anstellte, hinter denen die Verwesung lauert (Mt 23,27f.): „Eure Gerechtigkeit muss weit größer sein als die der Schriftgelehrten und Pharisäer“ (sinngemäß nach Mt 5,20).

Fortwährende Imitation der und Beihilfe zur gegenwärtigen Eventkultur (egal ob im Bereich der „Hochkultur“ oder der Populär-

kultur) wird die Kirche weiter ins Abseits führen, da bei den Konsumenten in der Regel keine Tiefenwirkung jenseits von Gefühlsaufwallungen zu erzielen ist.

Für den umfangreichen sozialen Bereich kirchlicher Tätigkeiten (Pädagogik, Medizin, Soziale Arbeit) und unabhängig von der Trägerschaft (Bistümer, Caritas, Kirchengemeinden und Ordensgemeinschaften) wird es m.E. geboten sein, Umwandlungen der Einrichtungen z.B. in gemeinnützige GmbHs vorzunehmen, die nur noch ideell, aber nicht mehr strukturell mit der Kirche verbunden sein werden.

Im geistlichen Leben der Kirche wird eine Konzentration auf die schlichte Feier des *mysterium fidei* geboten sein und auch völlig ausreichen, damit sie sich immer wieder (so schon Augustinus) von der Kirche Kains (der Kirche der Macht und des Machtmissbrauchs) zur Kirche Abels (der Kirche an der Seite der Opfer, die sich selbst als Opfer darbringt und zum Opfer wird; vgl. 1. Eucharistisches Hochgebet) re-formiert.

Gastfreundschaft als Schlüssel zur Erneuerung

Wenn wir etwas von den Christen in den armen Kirchen lernen können (wollten), dann ist dies wirkliche (für uns Mitteleuropäer oft beschämende) Gastfreundschaft und tätige unmittelbare Hilfe anstelle von Eventkultur und bürokratisierter „Nächstenliebe“, die nur zu Konsum und weiteren Abhängigkeiten führen. Was uns Not tut anstelle von weiterem Ausbau kirchlicher Institutionen ist das Wieder-Erlernen von zwischenmenschlicher Unmittelbarkeit ebenso wie in unserer persönlichen Beziehung zu Gott. Das damit einhergehende Eingeständnis von persönlicher wie institutioneller Ohnmacht könnte vielleicht sogar irgendwann wieder zum Bedeutungsgewinn führen, und wenn nicht, wäre dies auch nicht weiter schlimm, sondern ein wirksames Zeichen für das Kreuz Christi in unserer Zeit. Oder wie es beim Propheten

Zefanja (3,12f.) als Verheißung angekündigt wird:

„Und ich lasse in deiner Mitte übrig ein demütiges und armes Volk. Sie werden Zuflucht suchen beim Namen des HERRN.“

Noch ein letzter Gedanke, auch wenn das „argumentum ex auctoritate“, wie ich im Philosophiestudium lernte, das Schlechteste ist: Papst Benedikt XVI. hat bei seinem Deutschlandbesuch im September 2011 bei seiner Rede im Freiburger Konzerthaus⁴ – wie ich meine – ähnliche Vorstellungen formuliert, nur viel feiner und tiefsinniger in Gedanken und Sprache als ich dazu in der Lage bin. Es lohnt sich, diese Rede aus dem Vergessen hervorzuholen, sie zu lesen und darüber in Austausch zu treten, gerade weil sie anscheinend nur wenig rezipiert wurde.

Anmerkungen:

- ¹ Der Text entstand im wesentlichen wenige Tage vor dem 500-jährigen Reformationsjubiläum im Ende Oktober 2017.
- ² Illich, Ivan, Klarstellungen, S. 11.
- ³ Ausführlich dazu: Reiner Nieswandt, „Abschied vom Konsumchristentum“, Pastoralblatt 3/2017, 73-75. Ebenso in: Hans Waldenfels, Wann, wenn nicht jetzt. Papst Franziskus. Weckrufe an die Kirche, 165-171.
- ⁴ In: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 189, S. 145-151.

Georg Lauscher

Prophetie und Hierarchie

Die Herausforderung heutigen Christseins ist mit einem Berg zu vergleichen, durch den es einen Tunnel zu bohren gilt¹. Dazu ist es notwendig, die Arbeiten von zwei Seiten her durchzuführen. Und beide Seiten müssen sowohl die eigene Seite wie die gegenüberliegende Seite im Sinn und im Blick haben. Sonst geht's daneben. Und alle Arbeit und Zeit ist vertan.

Von zwei Seiten her – grob gesprochen – kann jemand zum lebendigen Glauben finden: Die eine schaut zuerst auf Gott, das absolute Geheimnis des Lebens und des Kosmos. Daneben wirkt alles Zeitliche und Endliche äußerst relativ. Es verliert die Übermacht, die es oft über unser Leben hat. Aus dieser Erfahrung heraus kann der Mensch freier und gefestigter den Anforderungen des Lebens begegnen. Das ist der Weg vom göttlichen Geheimnis zum Menschen. Die andere Seite setzt genau bei diesem konkreten, augenblicklichen, weltlichen Leben an. Sie versteht die schönen und schweren Gegebenheiten des Lebens als Einladungen Gottes, mit ihm dieses weltliche Leben zu leben. Das ist der Weg vom Menschen ins göttliche Geheimnis.

In unseren Teams, in unseren Gemeinden und in der Weltkirche erleben wir, wie beide Zugänge miteinander streiten. Doch beide brauchen einander. Beide Seiten müssen auf ihrer eigenen Seite arbeiten und sich auf die gegenüberliegende Seite hin ausrichten. Wie beim Bohren eines Tunnels durch ein Bergmassiv. Sonst geht's daneben. Und aller Einsatz war umsonst.

Für den Soziologen Hartmut Rosa „ist das Verweigern von Resonanz eine Pathologie und nicht in der Natur des Menschen. Ich will den ändern dann nicht hören, und ich

will mich auch nicht erreichen und berühren lassen. Ich will dem anderen meinen Willen aufzwingen. In resonanten Beziehungen verändere ich mich dadurch, dass ich in diesem offenen Prozess andere erreiche.“² Erst in solch resonanten Beziehungen entwickeln wir uns als Personen, durch die das eigene und das andere Leben durchtönt und nicht bloß als Echo abprallt. Und allen Beteiligten weitet sich der kognitive, emotionale und spirituelle Horizont.

So ruft das Zeugnis der Christen im pastoralen, sozialen und politischen Einsatz nach dem Zeugnis der Christen, die sich schwerpunktmäßig im Gebet und in der Kontemplation verorten. Und genauso umgekehrt: die Beter bedürfen der Täter. Sonst droht ein stummes Schisma – im Einzelnen selbst wie in Gemeinde und Weltkirche. Nur so wächst zusammen, was zusammengehört – Gottesliebe und Menschenliebe!

Bischof Klaus Hemmerle bringt dieses Aufeinanderzugehen, dieses Aufeinanderzuarbeiten so ins Bild: „Wie geht Gemeinschaft? Gemeinschaft geht, indem ich den ersten Schritt mache und du ebenso. Gemeinschaft ist Gemeinschaft zwischen Partnern des ersten Schrittes. Was aber diese Partner bei ihrem je ersten Schritt überrascht und beglückt, ist dies: Ihre Schritte sind Schritte im einen, im selben. Indem jeder die Wand zum anderen durchbricht, entdecken wir, dass es in der Tat *ein* Raum ist, der uns umfängt, der uns ... füreinander bestimmt sein lässt. Der Anfang, den wir aufeinanderzusetzen, stößt vor in einen Anfang, der uns bereits umfängt. *Ein Geist* geht von uns beiden aus; er ist nicht aus zwei Hälften zusammengesetzt, sonst könnte er ja gar nicht *Geist* und *ein Geist* sein.“³

Das Fundament der Apostel und Propheten

In einer damit verwandten Trennung scheinen wir uns längst eingerichtet zu haben – in dem Schisma zwischen Prophetie und Hierarchie. Im Laufe der Kirchengeschichte wuchsen beide, die im Anfang zusammen-

gehörten, zum großen Schaden für Kirche und Welt auseinander. Dieses stumme Schisma ist uns inzwischen kaum noch bewusst.

Petrus, der Erste im Kollegium der Apostel, beginnt seine Pfingstpredigt, die erste Predigt der Kirchengeschichte, indem er auf das prophetische Wirken des Heiligen Geistes aufmerksam macht: „Da trat Petrus auf, zusammen mit den Elf; er erhob seine Stimme und begann zu reden: Ihr Juden und alle Bewohner von Jerusalem! Dies sollt ihr wissen, achtet auf meine Worte! Diese Männer sind nicht betrunken, wie ihr meint; es ist ja erst die dritte Stunde am Morgen; sondern jetzt geschieht, was durch den Propheten Joël gesagt worden ist: In den letzten Tagen *wird es geschehen*, so spricht Gott: Ich werde von meinem Geist ausgießen über alles Fleisch. Eure Söhne und eure Töchter werden Propheten sein, eure jungen Männer werden Visionen haben, und eure Alten werden Träume haben. *Auch über meine Knechte und Mägde werde ich von meinem Geist ausgießen in jenen Tagen und sie werden Propheten sein*“ (Apg 2,14-18). Später (in Apg 13,1) erfahren wir: „In der Gemeinde von Antiochia gab es Propheten und Lehrer.“ Unter ihnen „Judas und Silas, selbst Propheten, sprachen den Brüdern mit vielen Worten Mut zu und stärkten sie“ (Apg 15,32). Von seiner dritten Missionsreise berichtet Paulus: „Wir gingen in das Haus des Evangelisten Philippus, der einer der sieben war, und blieben bei ihm. Er hatte vier Töchter, prophetisch begabte Jungfrauen. Da kam von Judäa ein Prophet namens Agabus herab ...“ (Apg 21,8-10). Die Apostelgeschichte zeichnet uns das Bild einer vom Heiligen Geist geleiteten Kirche, in der es offenbar selbstverständlich prophetisch begabte Menschen, Prophetinnen und Propheten gab. Paulus erkennt darin eine Gabe des Heiligen Geistes: „Hat einer die Gabe prophetischer Rede, dann rede er in Übereinstimmung mit dem Glauben“ (Röm 12,6). Und er resümiert: „So hat Gott in der Kirche die einen als Apostel eingesetzt, die andern als Propheten, die dritten als Lehrer“ (1Kor 12,28). Er schätzt die Gabe der Prophetie, der freimütigen und ermutigenden Rede sehr hoch: „Jagt der Liebe nach! Strebt aber auch

nach den Geistesgaben, vor allem nach der prophetischen Rede! Denn wer in Zungen redet, redet nicht zu Menschen, sondern zu Gott; keiner versteht ihn. Wer aber prophetisch redet, redet zu Menschen: Er baut auf, ermutigt, spendet Trost. Wer in Zungen redet, erbaut sich selbst; wer aber prophetisch redet, baut die Gemeinde auf. Ich wünschte, ihr alle würdet in Zungen reden, weit mehr aber, ihr würdet prophetisch reden. Der Prophet steht höher als der, der in Zungen redet" (1 Kor 14,1-5). „Strebt also nach der Prophetengabe" (1 Kor 14, 39-40)! „Löscht den Geist nicht aus! Verachtet prophetisches Reden nicht" (1 Thess 5, 19-20)! Paulus zufolge erweist sich die prophetische Gabe des Heiligen Geistes vor allem im aufbauenden, tröstenden, ermutigenden Wort. „Innerhalb der Trias 'Apostel, Propheten, Lehrer' haben die Propheten eine herausragende Funktion ... Im Epheserbrief sind die urchristlichen Propheten mit den Aposteln Fundament und mit den Evangelisten, Hirten und Lehrern die primären, ‚amtlichen' Verkünder.“⁴ „Ihr seid auf das Fundament der Apostel und Propheten gebaut; der Eckstein ist Christus Jesus selbst" (Eph 2, 20). Das Christusgeheimnis ist „in früheren Generationen den Menschenkindern nicht so kundgetan worden, wie es jetzt seinen heiligen Aposteln und Propheten durch den Geist enthüllt worden ist" (Eph 3,5).

Auf das Fundament der Apostel und Propheten sind wir also gebaut, auf dem doppelten Fundament von Hierarchie und Prophetie. Der Eckstein, an dem die Geister der einen wie der anderen unterschieden werden müssen, ist Jesus Christus. Im Neuen Testament existieren Hierarchie und Prophetie nicht losgelöst voneinander. Propheten sind – bei Paulus, Lukas und Johannes – ein Amt der Kirche. Was sie zu sagen und beizutragen haben, ist lebensnah und hat Gewicht für die Hierarchie, die das Ganze – nicht bloß das Eigene und Innerkirchliche – im Blick haben soll. Die frühe Kirche „anerkennt, dass es die Gruppe der Propheten in ihren Reihen gibt, und bedenkt sie mit Aufmerksamkeit und Hochschätzung“.⁵ Propheten erfahren sich als existenziell gebunden – an Gottes

Wort und Gottes Volk, einschließlich der Hierarchie. Aus dieser Verbundenheit leben sie ein Leben der Proexistenz, das Gegenteil moderner Selbstinszenierung und Selbstprofilierung. Sie gehören nicht sich selbst, auch wenn sie – mal erfüllt, mal leer und erschöpft – sich ihrer selbst bewusst sind. Im Mit-sein und Für-sein bleiben sie noch in ihrer Einsamkeit Verbundene. Niemand macht sich selbst zum Propheten. Falsche Propheten verwechseln ihr eigenes Sendungsbewusstsein mit Berufung. Berufung ruft den Menschen in einen Dienst über sich selbst und seine eigenen Vorstellungen hinaus. Dieser Ruf geht weder von der eigenen Person aus noch zielt er auf sie. Durch das verborgene Wirken des Heiligen Geistes wird in prophetischen Menschen das Gotteswort ein persönlich wie politisch befreiendes, ein aufbauend selbstkritisches wie gesellschafts- und kirchenkritisches Wort zu Umkehr und Erneuerung. Von ihrem Wesen her sind Propheten „erfinderisch, originell und kreativ und zugleich absolut gehorsam“.⁶

Die Schmälerung des Fundamentes

Die frühe Kirche schätzte also die Berufung und Gabe der Prophetie sehr hoch. Doch nachdem sich die Kirche seit dem vierten Jahrhundert zunehmend der politischen Macht verband, hielt man dieses Amt für überflüssig: die Prophetie habe „für immer in der Kirche aufgehört; das Wort Christi sei den Aposteln übertragen worden; diese hätten den Gesamtumfang der Offenbarung an die Hierarchie weitergegeben ... Dieses Muster entspricht der Wirklichkeit der katholischen Kirche aber in keiner Phase ihrer Geschichte. Zu allen Zeiten ließ der Geist Menschen auftreten, die unabhängig von der Hierarchie einen bestimmten geistigen Einfluss hatten. Die Bischöfe anerkannten, dass sie wenigstens in der Praxis inspiriert waren. Gemeint sind Märtyrer, Mönche und Nonnen sowie spirituelle Autoren, Mystiker, Gründer von Ordensinstituten, sozialen Werken, Evangelisierungsbewegungen, Gemeinschaften oder Verbänden. Die Vitalität der Kirche war

erheblich mehr das Werk dieser Männer und Frauen als das des Klerus mit seiner formalen Gelehrsamkeit.⁷⁷ Offensichtlich sind also – nachdem sich die kirchliche Hierarchie mit politischer Macht verband – prophetisches Wirken und Erneuern an die machtarmen Kirchenränder abgewandert: die Bewegung der Wüstenväter und -mütter, benediktinische und zisterziensische Bewegung, Bettelorden und Frauenmystik, Deutsche Mystik und Devotio moderna, ignatianische und karmelitische Bewegung bis hin zu Charles de Foucauld und die Gemeinschaften von Jerusalem, um nur einige zu nennen. Ausnahmen scheinen die von Bischöfen initiierten Bewegungen zu sein: u.a. die mit Franz von Sales, Erzbischof von Genf, beginnende Laienspiritualität, die durch Bischof Ketteler angeregte Katholische Arbeiterbewegung (KAB) und die durch Kardinal Joseph Cardijn initiierte Christliche Arbeiterjugend (CAJ). Erst mit „dem II. Vaticanum ist die einseitige vertikale Sicht der Offenbarung aufgegeben, die nach dem Konzil von Trient und schon seit der mittelalterlichen Scholastik in der katholischen Kirche das gängige Schema geworden war“.⁸ Kein Wunder, dass dies nach dem Konzil zu heftigen Turbulenzen führte, die im Grunde bis heute andauern. Schließlich hat sich dieses über einige Jahrhunderte gültige und „gängige Schema“ ins kirchliche Denken tief eingepreßt. Enttäuscht zogen sich die zurück, die nach dem Konzil mit einem linearen Fortschritt gerechnet hatten. Der Fortschritt verlief jedoch – wie bei nicht nur formalen, sondern auch existenziellen Veränderungen immer – nicht linear, sondern spiralenförmig. Die Forscher sahen darin nur die Kreisbewegung, das Treten auf der Stelle. Sie übersahen die allmähliche Entwicklung. Es bedarf von Zeit zu Zeit der erneuten Integration der zurückliegenden Geschichte, um in die nächste „Runde“ fortzuschreiten.

Die mühsame Rekultivierung ursprünglicher katholischer Spannweite

Nur so scheinen erneute Einseitigkeiten vermieden und in allen Brüchen und

Veränderungen eine innere Kontinuität gewahrt werden zu können. Im eingangs angeführten Bild des Tunnelgrabens: Es bedarf beständig der wechselseitigen Ausrichtung und Kontaktaufnahme. „Auf der einen Seite haben wir den Pol der Hierarchie bis hinab zu den Priestern und Diakonen ... Die Hierarchie bewahrt den Schatz der Bibel mitsamt den traditionellen Interpretationen. Die Hierarchie gewährleistet den Rückbezug auf die Ursprünge und auf die Tradition. Hierarchie steht für Treue.“⁹ José Comblin denkt hier in lateinamerikanischen Zusammenhängen. In unserm Kontext sind zudem – da sie im Auftrag des Bischofs wirken – Gemeinde- und Pastoralreferent(inn)en strukturell auf der Seite der Hierarchie angesiedelt. Die Verantwortung der Hierarchie bringt die Versuchung mit sich, aus fehlendem Vertrauen in die Führung des Heiligen Geistes in einer bloß formalen Treue oder in einem weltmännischen Machertum zu verkümmern. Nur eine schöpferische Treue bleibt beweglich und lebendig, fruchtbar und zukunftsfähig.

So findet die Hierarchie in unverzichtbarer Ergänzung ihrer selbst den gegenüberliegenden Pol der Prophetie. In seltenen Fällen können (wie in Paulus, Gregor dem Großen, Kardinal Graf von Galen, Papst Johannes XXIII., Erzbischof Oscar Romero, Dom Helder Camara, Bischof Klaus Hemmerle, Kardinal Nguyen Van Thuan oder Papst Franziskus) Hierarchie und Prophetie in einer Person verbunden sein. In der Regel jedoch scheinen das hierarchische Charisma der Leitung und das prophetische Charisma der Erneuerung zu schwergewichtig und zu spannungsreich für *ein* Menschenleben zu sein. (Doch war es das nicht auch für die hier Genannten? Und ist nicht zu hoffen, dass auch wir auf unsere Weise diesen Spagat leben?) Prophetischen Menschen ist es gegeben, die Botschaft Jesu von damals heute so zu verkünden, dass Menschen aufhorchen. Sie sprechen nicht die Schriftsprache theologischer Literatur. Die lesen sie gerne und beständig. Doch sie sprechen frei, lebendig und verständlich.

Nach über einem Jahrtausend der Misachtung bzw. der Auslagerung des prophetischen Dienstes an die Ränder der Kirche hat das Zweite Vatikanische Konzil diese Tradition wieder zu beleben versucht: „Das heilige Volk Gottes nimmt auch am prophetischen Amt Christi teil ...“ (LG 12) „Christus, der große Prophet, der sowohl durch das Zeugnis des Lebens als auch die Kraft des Wortes das Reich des Vaters ausgerufen hat, erfüllt ... sein prophetisches Amt nicht nur durch die Hierarchie, die in seinem Namen und in seiner Vollmacht lehrt, sondern auch durch die Laien, die er daher sowohl als Zeugen einsetzt als auch mit einem Sinn für den Glauben und der Gnade des Wortes ausrüstet, damit die Kraft des Evangeliums im alltäglichen familiären und gesellschaftlichen Leben aufleuchtet“ (LG 35).

Beide, Hierarchie wie Prophetie, sind dann geistgewirkt, wenn sie die je andere Seite im Sinn und im Blick behalten. Die prophetische Linie wird die andere Verantwortung der Hierarchie anerkennen. Die Hierarchie gewährleistet auf ihre, von der prophetischen unterschiedene Weise die Treue zum lebendigen, heiligen Ursprung (griech. Hierarchie). Konflikte zwischen Hierarchie und Prophetie sind Zeichen lebendiger, weit gespannter Katholizität. In der katholischen Tradition werden prophetische Menschen die Verbindung zur Hierarchie nicht aufgeben. Andererseits wird sich die Hierarchie, solange sie dem Geist treu bleibt, weder zur Herrin über den Heiligen Geist noch zur Quelle der Wahrheit aufspielen. Eher selten ergreift sie die Initiative. Sie wird aber entscheidend im zweiten Schritt aktiv, nachdem prophetische Veränderungen im Gottesvolk eine Sache in Gang gebracht haben. Sie braucht ein feines menschliches und geistliches Gespür dafür, was der prophetische „Geist den Gemeinden sagt“ (Offb 2,7). So entfaltet sich die Hierarchie im Hören, im Dienen und im Sprechen, ja auch Widersprechen als mit dem Heiligen Geist wirkend. Denn wie beim verbindenden Sakrament der Taufe, so empfangen

durch Weihe und Beauftragung Bischöfe, Priester, Diakone, Pastoral- und Gemeindeferent(inn)en den Heiligen Geist als Beistand zu einem spezifischen Dienst im Volk Gottes. Solange sie durch eine geistgewirkte Überwindung eigener Egozentrik das Gespür für das Wirken des Heiligen Geistes und die Unterscheidung der Geister in sich wachhalten, werden sie das Wirken dieses einen und selben Geistes unter prophetisch-kritischen Menschen zu erkennen und zu integrieren vermögen.

Das biblische Übergewicht des Prophetischen

Diese bislang ausgewogen aufeinander bezogene Verhältnisbestimmung von Prophetie und Hierarchie entspricht noch nicht wirklich dem biblischen Fundament: Im Ersten Testament begegnet uns die Polarität in den Geschwistern Mirjam, Mose und Aaron. Die theologische Auseinandersetzung findet gewiss zwischen den beiden Brüdern statt: dem Priester Aaron, der den Kult verantwortet, und dem Propheten Mose, der das Wort verantwortet. Mirjam, die singende Prophetin gehört der Wort-Seite an. Es fällt auf, dass die prophetische Seite paritätisch besetzt ist und so ein personales Übergewicht hat. Auch Jesus, seine Apostel, Jüngerinnen und Jünger sowie Paulus gehören keiner Hierarchie an, kommen nicht aus der Priesterschaft, noch sind sie Rabbiner, Gesetzes- oder Schriftgelehrte. Bekannt ist schließlich der österliche Wettlauf zwischen Petrus und Johannes auf das erste Auferstehungszeugnis der Maria Magdalena hin. Petrus steht für die unverzichtbare hierarchische Ordnung in der Kirche, Johannes für den prophetischen Freimut und das Wagnis der Liebe, also das nicht zu reglementierende, überraschende Moment, das ebenso unverzichtbar zur Kirche gehört. Das Credo des Lieblingsjüngers Jesu: „Wer nicht liebt, bleibt im Tod. Gott ist die Liebe“ (1Joh 3,14; 4,16b). Unmittelbarer, unbekümmerter und vitaler in seiner Jesus-Beziehung ist er – ohne kämpfen zu

müssen – schneller. Er ist einfach näher dran am Leben, am Lebendigen. Doch versteht er dies nicht als Besitz – er wäre im gleichen Nu dahin –, sondern als eingebunden in den je größeren Zusammenhang des Glaubens, den wir heute Hierarchie nennen. Insgesamt ist die prophetische Signatur der Heiligen Schrift – im Alten wie im Neuen Bund – viel deutlicher eingepreßt als die hierarchische. Steht unser Kirchenverständnis und Kirchenleben dazu nicht in einem oft schmerzlichen, schwer erträglichen Spannungsverhältnis?

Christus – Licht der Welt, nicht allein der Kirche!

Zum Schluss eine weitere, hoffentlich anregende Provokation. Wenn nur die beiden erwähnten Seiten des Volkes Gottes sich im Blick haben und die Verbindung miteinander zu finden oder zu halten versuchen, bleibt Kirche – trotz allen guten Willens – in sich gefangen. Sie verliert ihre Sendung – und damit, in doppelter Bedeutung, „ihren Sinn“ für die Welt. Denn das zerklüftete Bergmassiv im Bild des Anfangs ist die säkulare Welt. In dieser und durch diese hindurch gilt es, in einem den Katakomben ähnlichen Höhlensystem die Verbindung miteinander und mit den säkularen Nachbarn zu halten bzw. neu zu finden. Da scheint die prophetische Seite schon immer näher dran zu sein am Reich Gottes, das – wie die Gleichnisse Jesu verraten – immer von innen und unten und vom Kleinen her wächst. Die Saat des Gotteswortes fällt von oben und wächst von unten.

Waren im Gegensatz zum 2. Vatikanischen Konzil, das nach Jahrhunderten verstärkten Rückzugs die Kirche wieder zur Welt kommen ließ, die Reformversuche der letzten Jahre nicht einseitig ekklesiozentrisch, binnenkirchlich? Offensichtlich war und ist dies nötig. Doch der Botschaft und Sendung Jesu geht es zentral um Gott in der Welt und um die Welt in Gott. Hat Gott sich nicht auch in den Kirchenfernern inkarniert, um uns durch sie etwas zu lehren im Sinne einer

Fremdprophetie? In der entkirchlichten bzw. nichtchristlichen Welt sind unzählige Propheten und Prophetinnen unterwegs sowie Menschen mit einer Leitungskompetenz, die dem urkirchlichen Leitungsverständnis als Dienst am Volk näher ist als die manch kirchlicher Amtsträger. Solange wir in dem vorherrschenden verkirchlichten, ekklesiozentrischen Denken (aller Schattierungen) verharren, bleibt der Zugang in eine resonante Weltbeziehung mit kräftigen, jesuanisch prophetischen Dissonanzen verbaut. Wie soll sich da der Weg in eine lebendige Kirche als „Salz und Licht der Welt“ auf tun? Darum die folgende Provokation. Sie ist schon Tradition, ist ein Jahrhundert alt und stammt von dem streitbaren und umstrittenen Theologen Leonhard Ragaz:

„Ist ein Schein nicht schlimmer als eine Leere? Alle diese Predigten, Kinderlehren, Kirchenfeste, ‚Funktionen‘, haben sie nicht jene Täuschung zur Folge, dass ‚das Christentum da sei‘? Könnte nicht sein, dass durch dieses Scheinwesen, dieses Christentumspielen sowohl die, die sich darauf einlassen als auch die, die sich daran stoßen, von Christus abgehalten würden? Könnte nicht sein, dass diese große Unwahrheit eine arge Verhüllung des Gottesreiches wäre? ... Ein tiefer Riss geht durch die Christenheit, schon lange: Die Einen glauben an Gott, aber nicht an sein Reich, das heißt an seine Gerechtigkeit – die Andern glauben an das Reich, das heißt an die Gerechtigkeit, aber nicht an Gott. Beides hängt zusammen. Die einen glauben nicht an das Reich, weil die anderen nicht an Gott glauben. Diese glauben nicht an Gott, weil jene nicht an das Reich glauben. An diesem Gegensatz geht die Welt zugrunde, durch diese Überwindung lebt sie auf. Es kommt aber die Zeit und sie ist schon da, wo die Söhne und Töchter Gottes an das Reich glauben und die Söhne und Töchter des Reiches an Gott, den Herrn und Vater, von dem es kommt. ... Die Religion macht eng, auch das Christentum tut es, Gott aber macht weit. Christus ist das *Licht der Welt*.“¹⁰ „Eine Kirche, die sich aufs Gemeindegesein reduzierte, unterböte die Inkarnati-

on, das Daseinwollen des Evangeliums unter den Menschen in allen Dimensionen, in denen sie miteinander sind."¹¹

Wir sind auf unterschiedlichen Wegen in unterschiedlichen Weisen pastoral tätig. Jetzt mal Hand aufs Herz: Wo flackert noch prophetischer Geist und prophetisches Tun in mir und anderen? Hier anzusetzen, könnte uns ungeahnte Wege in die Zukunft erschließen!

Anmerkungen:

¹ Die Anregung zu diesem Bild verdanke ich Kardinal Léon-Joseph Suenens. Siehe auch den geistlichen Impuls auf der Internetseite der Diakone im Bistum Aachen: <http://diakone.kibac.de/detail/impuls-mai-2017/f0541bc7-c13a-4ea6-86e6-1da-9a076bf0f?mode=detail>.

Kardinal Léon-Joseph Suenens spricht (in: *Hoffen im Geist*. Salzburg 1974, 157f) von der Vereinigung der beiden Aspekte der Kirche, „ihre Einbezogenheit (Immanenz) und ihre Jenseitigkeit (Transzendenz) in Bezug auf die Welt“. Er zitiert den Philosophen Paul Ricoeur, der von einem „Riss“ spricht, der „zwischen den beiden Aufgaben der Institution (klafft): Da ist die Sorge um den inneren Zusammenhalt und die Sorge um den Dienst an der Welt. Die erstere führt, für sich allein genommen, dazu, alle Aktivitäten auf das zu lenken, was ich vergrößernd die innere Vollendung nennen möchte. Die andere hat, von der ersten getrennt, die Tendenz, die Kirche in der Welt aufzulösen. Das ist eine der Möglichkeiten, dass das Salz schal wird. Ist es daher nicht die ausdrückliche Pflicht der Kirche von heute, die Spannung zwischen beiden Richtungen ihrer Sorge aufrechtzuerhalten?“

² Hartmut Rosa, „Das Grundbedürfnis nach Religion wird bleiben“, in: *Herderkorrespondenz* 10/2017, 19. Siehe auch: Hartmut Rosa, *Resonanz*. Berlin 2016.

³ Klaus Hemmerle, *Spiritualität und Gemeinschaft*, in: *Ausgewählte Schriften* Bd. 4. Freiburg 1996, 176f.

⁴ Josef Ernst, *LThK* Bd. 8, Freiburg Sonderausgabe 2006, 633.

⁵ José Comblin, *Der Heilige Geist*. Düsseldorf 1988, 188.

⁶ Ebd. 188.

⁷ Ebd. 189.

⁸ Ebd. 188.

⁹ Ebd. 189.

¹⁰ Leonhard Ragaz, *Die Bergpredigt Jesu*. Gütersloh 3. Aufl. 1983, 196. 190.

¹¹ Klaus Hemmerle, *Forderung und Spielraum des Evangeliums – gleichermaßen maximal*, in: *Ausgewählte Schriften* Bd. 4. Freiburg 1996, 110.

Werner Kallen

Nackter Glaube

Eine Zumutung

Glaube und Kirche sind in der Krise. Jedem, der die Augen nicht verschließt, ist das seit vielen Jahren klar. Offensichtlich ist auch, dass es sich nicht um eine kleine, vorübergehende Krise handelt, wie etwa ein unangenehmes Unwetter, das bald wieder vorüber ist. Es geht nicht um eine vordergründige Problematik von Image und Vermittlung. Die Krise reicht tief, tief hinab in die Art und Weise, wie wir die Welt, das Leben, den Menschen zu betrachten gewillt sind.

Angesichts dessen gibt es auf verschiedenen Ebenen der Kirche Anstrengungen gemeinsamer Vergewisserung; es gibt unterschiedliche, auch widerstreitende Ansätze für eine Neuorientierung. Loten sie die Tiefe dieser Krise tatsächlich aus? Und lassen sie diese Tiefe dann auch gleichsam selbst ohne Beschönigung zu Wort kommen? Denn in dieser Krise, das jedenfalls lässt sich mehr und mehr erahnen, enthüllt sich in noch unscharfen Umrissen ein Wendepunkt im strengen Sinn des Wortes. Die Herausforderungen, die sich hier stellen, betreffen die Substanz der Kirche, und sie betreffen jeden einzelnen Getauften selbst. Es geht um unausweichliche Tiefenbohrungen. Welche Gestalt wird der Glaube in Zukunft annehmen? Für wen wird er zum Lebenselixier, für wen bedeutungslos?

Schnelle Antworten sind nicht zu erwarten, sie werden sich wohl erst in einem sehr langen Prozess nach und nach zu erkennen geben.

Die folgenden Überlegungen sind einseitig, teilweise pointiert; sie sind auch unvollständig. Es geht darin nicht zuerst um kirchlich-konzeptionelle Fragen, sondern ihr Blickwinkel ist vor allem eine geistige und theologisch-spirituelle Tiefenwahrnehmung.

Zur Lage: Die Lebensroute ohne Gott

Die Erscheinungsformen der Krise und die damit verbundenen Umwälzungen haben ihre erste Wurzel nicht allein in den letzten Jahrzehnten. Was sich zeigt, ist ein Prozess, dessen Beginn sehr viel weiter zurückreicht und in dem die elementare Frage ausgefochten wird, ob die Deutung der Welt, des Menschen und des eigenen Lebens schließlich „mit“ Gott oder „ohne“ Gott erfolgt. Weder die Fragestellung ist harmlos noch sind es die Konsequenzen, die sich aus der einen wie aus der anderen Antwort ergeben.

In beinahe archaisch anmutender Gegenüberstellung hat Ignatius von Loyola (1491-1556) in diesem Zusammenhang von einer Entscheidung zwischen „Jerusalem“ und „Babylon“, zwischen „Christus“ und „Luzifer“, zwischen einem Leben „mit“ Gott und einem solchen „ohne“ Gott gesprochen.¹

Vieles spricht dafür, dass die geschichtlich und individuell wirksamen Kräfte mit großer Macht und mit wachsender Zustimmung anzeigen, es doch „ohne“ Gott zu versuchen, sei es aus Gleichgültigkeit, sei es aus bewusster Entscheidung.

Zudem sind diese Kräfte, wenn nicht alles trägt, in ihrer energetischen Qualität und Richtung so aufgeladen, dass sie gar nicht wirklich zu stoppen oder gar umzukehren wären. Sie gleichen damit einem mächtigen, reißen Strom. Jedenfalls trifft das für den europäischen Zusammenhang mehr oder weniger zu.

Hinter diesem Experiment, es möglichst „ohne“ Gott zu versuchen, steckt jedoch eine Vielzahl von Vorentscheidungen sowohl in den großen, geschichtlichen Zusammenhängen wie dann auch im eigenen, persönlichen Leben. Es handelt sich nicht um ein auferlegtes Schicksal, sondern um Folgen von Entscheidungen, die in Freiheit getroffen wurden und auch heute in Freiheit getroffen werden. Daher lässt sich zuspitzt formulieren:

„[Der Mensch] muss durcherfahren, was es heißt, die Menschenmacht zu haben, ohne

in Gott verankert zu sein. ... Der Mensch, der seit der Neuzeit die Geschichte führt, will die Herrschaft ohne Gott; so muss er sie denn durchführen und erfahren, was daraus wird.“²

In diesem Experiment wird in gewisser Weise die Botschaft des „tollen Menschen“ geschichtswirksam, der bei Friedrich Nietzsche (1844-1900) am hellen Vormittag auf den Markt läuft, eine Laterne anzündet und schreit: „Ich suche Gott! Ich suche Gott! ... Wohin ist Gott? ... Ich will es euch sagen! *Wir haben ihn getötet* – ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder! Aber wie haben wir dies gemacht? ... Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns?“³

Dies jedenfalls gehört mit zu den beunruhigenden Fragen der Krise: Geht die Selbstermächtigung des Menschen, die fraglos in allen Bereichen des Lebens beansprucht wird, unausweichlich einher mit der Loskettung vom Glauben an Gott? Und „wohin bewegen wir uns“ dann? In die Freiheit? In eine Katastrophe?

Vergleichsweise harmlos, weil weniger pathetisch, aber im Grunde in dieselbe Richtung zielend, klingt da noch die Frage Jesu im Lukas-Evangelium: „Wird jedoch der Menschensohn, wenn er kommt, auf der Erde (noch) Glauben vorfinden“ (Lk 18,8b)?

Das Klima: Fraglose Anpassung

Die prägende Kraft dessen, was „man“ allgemein denkt, für richtig hält und tut, ist nicht zu unterschätzen. War „man“ vor einigen Jahrzehnten neben anderen kulturellen Einbindungen auch auf die eine oder andere Weise noch kirchlich eingebettet, so ist „man“ heute in der Regel davon frei; daher bleiben Kirche, Religion und Glaube in der alltäglichen Erfahrung außen vor, sie spielen keine prägende Rolle mehr. Und weil „man“ das heute so handhabt, wächst jeder auch wie selbstverständlich in diesen geistigen Leerraum hinein. Begründungs-

pflichtig ist, wer es anders sieht und dann auch anders zu leben gewillt ist.

Die Plausibilität, sich wie alle in diesem Raum der Gleichgültigkeit oder entschiedenen Absage aufzuhalten, dürfte enorm sein, zudem erscheint sie als schmerzfrei. Was sollte denn „ohne“ Gott, Religion und Glaube fehlen?

Und was hat dann auch – umgekehrt – der mögliche Appell im Sinn, es einmal „mit“ Gott, Religion und Glaube im eigenen Leben zu versuchen?

So gängig jene Plausibilität ist, so befremdlich wirkt inzwischen ein solcher Appell.

Die zentrifugalen Kräfte des Gottverschwindens sind von umfassender Reichweite und hinterlassen – zunächst – keine erlebbaren Spuren bei denjenigen, für die Gott tatsächlich keine Rolle mehr spielt.

So stellt sich nach und nach das Phänomen der Gottes-Amnesie ein, das erinnerungslose Vergessen Gottes. Damit wird Gott dann wirklich entfernt aus dem Bewusstsein, er verschwindet, als gäbe es auch ihn selbst gar nicht mehr.

Er wird zum Fremdwort schlechthin. Die allgemeine Einwilligung in diesen Prozess des Gott-Vergessens geht schleichend, aber wirksam vorstatten.

„Lautlos naht der Kirche eine Grundgefahr: die Gefahr einer Zeit, einer Welt, in der Gott nicht mehr gelehnet, nicht mehr verfolgt, sondern ausgeschlossen, in der er undenkbar sein wird; einer Welt, in der wir seinen Namen ausschreien möchten, es aber nicht können, weil uns kein Platz bleibt, wo wir unsere Füße hinstellen können.“⁴

Begünstigt wird diese Entwicklung durch eine Wahrnehmung der Welt und des Lebens, die einseitig orientiert ist an der Vorherrschaft des ökonomischen Denkens und den daraus hergeleiteten Prinzipien. Diese Prinzipien werden so zum bevorzugten Deutungsschema in allen Bereichen des Lebens, der Kultur und der Gesellschaft. Damit verschwinden *andere* Sichtweisen, solche nämlich, die das Leben, die Welt und den Menschen nicht zuerst auf einen

Zweck, einen Nutzen oder auf vorweisbare Ergebnisse hin betrachten.

„Eine neue Form der totalitären Herrschaft bahnt sich längst als *Wirtschaftstotalitarismus* an, als übergriffige Verabsolutierung des betriebswirtschaftlichen Denkens, dessen Perspektive in alle Lebensbereiche übertragen wird. ... [Und] das Denken selbst wird angegriffen, insofern das ökonomisch orientierte Nützlichkeitsdenken sich in allen wichtigen Institutionen durchgesetzt und anderes verdrängt hat.“⁵

Auch hier gilt: Ist der geistige Raum erst einmal umfassend von diesem Denken besetzt, dann ist es nicht weit bis dahin, wo auch *alle* wie selbstverständlich diese geistigen Koordinaten für sich selbst übernehmen.

Dieser Gefährdung erliegt auch die Kirche selbst, wenn sie etwa die ökonomische Begrifflichkeit bedenkenlos übernimmt. Doch als Treuhänderin der biblischen Botschaft ist es gerade *ihre* Aufgabe, eine *andere*, hintergründige, tiefsinnige und nicht selten verborgene Dimension in aller Wirklichkeit erschließen zu helfen.

„Wenn etwas nicht zusammenpasst, dann sind das Transzendenz und Effizienz. Wenn sich die Kirche, als Ort von Spiritualität, den gleichen Gesetzen unterwirft wie ein Unternehmen, dann hat sie ihren Zweck verfehlt, dann verliert sie ihre Daseinsberechtigung. Ihr Ort ist nicht nur *in* der Welt, sondern *außerhalb* davon. Sie soll die Alternative bieten zum Weltlichen, und das Weltliche unserer Tage ist zum großen Teil das Ökonomische.“⁶

Wohin? Vom Ende der sekundären Themen

Im sechsten Kapitel des Johannes-Evangeliums hält Jesus eine für seine Sendung zentrale Rede. In dieser „Brotrede“ in der Synagoge von Kafarnaum macht Jesus deutlich, wie sehr er zuinnerst mit dem Vater verbunden ist, der ihn sendet (vgl. Joh 6,38.57). Und Jesus betont, dass er selbst das Brot des Lebens *ist*, von dem er in die-

ser Rede ausführlich spricht (vgl. Joh 6,32-35.51). Angesichts dieser vermeintlichen Anmaßung entsteht unter denen, die ihn hören, ein großes Murren. Ebenfalls unter den Jüngern, die mit ihm nochmals in einer engeren Verbindung stehen, meldet sich großer Widerstand.

„Viele seiner Jünger, die ihm zuhörten, sagten: Was er sagt, ist unerträglich. Wer kann das anhören? ... Daraufhin zogen sich viele Jünger zurück und wanderten nicht mehr mit ihm umher“ (Joh 6,60.66). Hier geht es nicht um vordergründige Meinungsdivergenzen, nicht um legitime, unterschiedliche Blickwinkel auf das, was Jesus sagt und verkörpert. Vielmehr geht es hier um eine Weggabelung mit der Frage, wer ohne Vorbehalt mit Jesus und in ihm mit seinem Vater zu tun haben will – und wer nicht. In dieser krisenhaften Zuspitzung kann die Antwort auf diese Frage jetzt auch nicht mehr lauten: „Ich folge dir nach unter der Bedingung, dass ...; ich schließe mich dir an, falls ...; ich mache mir deine Sicht zu eigen, sofern ...“ Der biblische Glaube peilt nicht zuerst die eigene Behaglichkeit an. Eine grundlegende, existentielle Entscheidung ist vielmehr angezeigt. Jesus selbst betont dies ausdrücklich, indem er nun die Zwölf, seine engsten Vertrauten, fragt: „Wollt auch ihr weggehen“ (Joh 6,67)?

Hier, in der rückhaltlosen, wenn auch angefochtenen Verbindung mit Jesus,

hier, im betenden, schweigenden inneren Kontakt mit Gott, seinem Vater,

hier, im Vertrauen auf die Wirkmacht des Heiligen Geistes,

hier liegt das innerste und damit auch verletzte Zentrum des persönlichen Glaubens und der Kirche, welches dann schließlich auch in der Lage ist, das eigene Leben elementar zu prägen.

Und auch erst hier, in dieser Tiefe, erst hier, durch alle Krisenphänomene und Selbstbehauptungen hindurch, trifft man auf den Kernpunkt, auf die Wurzel, auf die Quelle; und erst hier, ganz tief im Innern, trifft man auch auf den neuralgischen, empfindsamen Punkt, an dem sich für jeden einzelnen neu und undelegierbar

die Frage stellt: „Bleiben oder weggehen? Glauben oder nicht glauben? Selbstbehauptung oder Hingabe? Mit Gott oder ohne Gott?“

Die Frage, die sich hier mit aller Wucht stellt, ist keine geographische; sie heißt nicht: Wohin? Sie lautet vielmehr: Zu wem? Und der biblische Kompass ist an dieser Stelle ganz eindeutig: „DU hast Worte ewigen Lebens“ (Joh 6,68b).

Im Glauben ist man nicht zu einem sachlichen Ziel hin unterwegs, sondern zu einer *Person*, zu Gott, zu einem DU, für das Jesus bedingungslos einsteht.

Ist aber unter dieser Voraussetzung „Attraktivität“ ein erstrangiges Erkennungsmerkmal, um das sich die Kirche zu bemühen hätte? Ist Glaube in seinem essentiellen Kern „attraktiv“?

Oder unterliegt man hier mit einer Begrifflichkeit, die aus anderen Kontexten ausgeliehen ist, einem Irrtum, einem womöglich angenehmen Irrtum? Denn mit der gewünschten „Attraktivität“ richtet man dann den Fokus zuerst auf einen unkonventionellen Einfallsreichtum, mit welchem man Leute locken möchte, vor allem solche, die bisher kirchlich nicht erreicht werden. Was aber ist, wenn auf diese Weise die eigene spirituelle Leere nur übersprungen und die versiegte Quelle des *eigenen* Glaubens lärmend unterschlagen wird?

Das Desaster der Kirche ist auch ein Desaster nach *innen*. Hier behält ein Wort Dietrich Bonhoeffers (1906-1945) sein eigenes Gewicht: „*Wir* reformieren die Kirche nicht, aber wir könnten allerdings sehr hinderlich im Wege stehen, wenn Gott es beschlossen haben sollte, seine Kirche zu erneuern. Platz zu machen, Raum zu geben, nur darum kann es sich für uns wohl allein handeln.“⁷

Eine Außendarstellung, die unentwegt beeindruckend will, ersetzt nicht die fehlende Glut im eigenen Innern. Die Ausrichtung der Energien auf die möglichst außergewöhnliche Erscheinungsform verhindert nur einen unerlässlichen Hinabstieg in die eigenen Quellgründe und an die inneren Feuerstellen.

Das gilt für die Kirche als differenzierte Gemeinschaft derer, die glauben. Es gilt aber auch für jeden einzelnen. Wenn hier, tief innen, die Quelle nicht mehr fließt, das Feuer nicht mehr brennt und der Geist nicht mehr wirkt, dann sind wir – in einem Bild des Propheten Ezechiel – wie „ausgetrocknete Gebeine“ (Ez 37,4).

Die geduldige, langwierige, schließlich aber befreiende Selbstvergewisserung nach innen ist die Voraussetzung für die vieltimmig geforderte oder erhoffte Strahlkraft nach außen. Allerdings: Das Feuer, das auf diese Weise wiedergefunden würde, käme in der stillen Ausstrahlung von Personen zur Geltung, nicht in der effektvollen Präsentation des stets Besonderen.

Nackter Glaube: Gangart der Freien

Eine der entscheidenden geistigen Antriebskräfte in der Menschheitsgeschichte ist der Wunsch nach Freiheit. Eine eigene Dynamik entwickelt darin das Verlangen nach Autonomie, welches verstärkt wird durch Errungenschaften, die meist unter dem Kürzel „Aufklärung“ zusammengefasst werden. Dort, wo sich dieses Verlangen allerdings in einen seinerseits unbefragbaren Anspruch verwandelt, gilt dann jede Form von vermeintlicher Fremdeinwirkung als Gegnerschaft, die es zu bekämpfen gilt. Darunter fällt dann auch der Glaube an Gott, sieht man in ihm doch eine letzte, religiös kaschierte Bevormundung des freien Menschen. Ungenannt oder unbemerkt bleibt in der Regel die völlige Selbstbezüglichkeit eines solchen Autonomie-Projektes. So kennt sich dann der Mensch nur noch als jemand, der sich ausschließlich selbst entwirft – mit all der Verfügungsgewalt, die er sich dabei wie selbstverständlich zuspricht.

An diese enorme geistige Engführung, falls sie denn überhaupt als eine solche betrachtet wird, hat „man“ sich gewöhnt und nimmt kaum mehr daran Anstoß.

Inwiefern jedoch ist es plausibel, den Menschen allein als rein zufälliges Ergebnis

einer komplexen evolutionären Entwicklung zu denken?

Oder warum ist es naheliegend, dass etwa die Schönheit der Schöpfung urheberlos gegeben sein soll, oder dass schließlich nach dem Tod außer dem physischen Ende nichts mehr zu erwarten sei?

„Allmählich hat sich für viele Menschen ein Zustand von 'spirituellem Elend' entwickelt, das seltsam dem sozialen Elend gleicht ... [Es] gibt eine ... Amputation in Millionen von menschlichen Geistern, die darauf ‚beschränkt‘ sind, immer die gleichen Stückchen Wahrheit zu erkennen, die auf eine unglaublich verengte Wirklichkeit beschränkt sind.“⁸

Doch aggressive Gottlosigkeit bleibt nicht folgenlos, sondern übersetzt sich in Menschenverachtung, schließlich dann auch in psychische oder physische Menschenvernichtung. Ein Blick auf die Schrecknisse und Grausamkeiten des 20. Jahrhunderts genügt, um sich belehren zu lassen, wohin die totalitären Konzeptionen, es in jeder Hinsicht „ohne“ Gott bzw. ohne Transzendenz zu versuchen, unausweichlich führen: in die systematische Verfolgung und Auslöschung der „anderen“.

Demgegenüber ist das biblisch inspirierte Freiheitsverständnis grundlegend ein Freiheitsverständnis „mit“ Gott: „Wir gingen durch Feuer und Wasser. Doch DU hast uns in die Freiheit hinausgeführt“ (Ps 66,12). Entsprechend ist dann auch im Neuen Testament zu vernehmen:

„... [Die] Wahrheit wird euch befreien. ... Wenn euch also *der Sohn* befreit, dann seid ihr wirklich frei“ (Joh 8,32.36).

Hier sind Freiheit und Gott zusammengedacht, allerdings so, dass diese Freiheit sich von Gott her bzw. von Jesus her begreift. Es gibt sie nicht ohne Urheber und damit nicht ohne *personalen* Ursprung. Zudem ist diese Freiheit nicht beziehungslos gemeint, sondern ist der Schutzschirm ebenso für die „anderen“. Die Goldene Regel ließe sich so auch als eine alltagspraktische Freiheitsregel verstehen: „Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen! Darin besteht das Gesetz und die Propheten“ (Mt 7,12).

Im ebenso elementaren wie schnörkellosen Glauben an Gott wird eine reine Selbstbehauptung als Inbegriff von Freiheit ebenso durchbrochen wie eine transzendenzlose Verengung des geistigen Horizontes.

Der Glaube wird so zum Aufbruch in eine neue Weite, zur Gangart der Freien.

Es ist ein nackter Glaube, weil die sekundären Ablenkungen verschwunden und alle angehäuften Überlagerungen von ihm abgefallen sind. Und er ist auch selbst, nach einem schwindelerregenden Abstieg, auf die tiefste Ebene durchgestoßen, auf der man nun neu stehen kann – und auch neu gehen kann.

Hier kann der Glaube wieder *zuinnerst* wirklich werden.

Hier kann er wieder *einfach* zur Quelle des Lebens werden.

Hier kann er wieder wie eine Glut *von selbst* durchscheinen auch für andere.

Unversehens fände man hier neuen Grund: Man könnte wiederum aufrecht stehen, jedoch durchdrungen von einer Freiheits- und Lebensenergie, die sich gerade nicht auf Kosten der „anderen“ Bahn bricht; und die es auch nicht nötig hat, „Freiheit“ und „Leben“ in Konkurrenz zu Gott zu denken.

Läge nicht *hier* auch ein „Ruf“: zu einem solch elementaren, nackten, von allen Überformungen und sekundären Ausschmückungen innerlich befreiten Glauben?

„Ich sehne mich so sehr danach, mich in nichts anderem zu verankern als im Wesentlichen; nichts anderes als den Glauben zu haben – ja, durchaus auch einen strahlenden Glauben, wenn es dem Herrn zur Ehre gereicht, aber nichts sonst. Für alles andere habe ich keine Kraft.“⁹

Boden unter meinen Füßen: DU rufst mich beim Namen

Ist die Zeit, in der wir leben, spirituell besonders schwerhörig oder begriffsstutzig?

Ist Gott weniger da als zu anderen Zeiten?

Doch Martin Buber (1878–1965) schrieb bereits 1953 in einer eindrücklichen Betrachtung: „Verfinsterung des Himmels-

lichts, Gottesfinsternis ist in der Tat der Charakter der Weltstunde, in der wir leben.“¹⁰ Und wenn die so bezeichnete Gottesfinsternis als epochal zu beurteilen ist, wo lägen die Gründe? Hier ist es für unsere eigene Lage Jahrzehnte später erhellend, was sich ergänzend dann auch bei Martin Buber findet: „Wer sich weigert, die wirkende Wirklichkeit der Transzendenz, unser Gegenüber, als solches auszustehn [sic!], arbeitet an der menschlichen Seite der Verfinsterung mit.“¹¹

Für diese unsere „menschliche Seite“ gilt dann umgekehrt aber auch, dass wir an der Aufmerksamkeit für das Hintergründige und an der Wachheit für die stille und wehrlose Präsenz dessen, der unsere Freiheit erst ermöglicht, in gleicher Weise „arbeiten“ können. Auch heute lässt sich vernehmen: „Fürchte dich nicht, ... ICH habe dich beim Namen gerufen ... Wenn du durchs Wasser schreitest, bin ich bei dir, wenn durch Ströme, dann reißen sie dich nicht fort“ (Jes 43,1.2). Dieses biblische Urwort ist nicht an ein Verfallsdatum gebunden. Ein Wandel in der Geisteshaltung scheint jedoch vonnöten, damit von einem solchen Wort wieder jemand inwendig erreicht wird. Denn die Gottfähigkeit oder auch die Gottwilligkeit sind durchaus bedroht. Umso wichtiger ist es, der Versuchung zu widerstehen, die Hörfähigkeit auf Gott hin einschränken zu wollen auf einen vermeintlichen Rest oder auf spirituelle Spezialisten. Dialogische Gesprächsfähigkeit über diese verlorene Ebene im Spektrum der Wirklichkeit ist ein Gebot der Stunde.

Es gibt allerdings auch die Möglichkeit, willentlich und in Freiheit oder auch achselzuckend und aus Gleichgültigkeit, „nein“ zu sagen zu allem, was auch nur den Anschein erweckt, über den empirischen und rational erfassbaren Bereich der Wirklichkeit hinauszugehen. Glauben gibt es nur in radikaler und immer wieder neu gefährdeter Freiwilligkeit. Und dieser Glaube ist im strengen Wortsinn auch nicht zu vermitteln. Wenn jemand zum Glauben kommt, dann ist dies ein freies, unverfügbares Ereignis, dem man nicht auch mit noch so

versierten Methoden oder attraktiven Angeboten nachhelfen kann.

Aber es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass das Interesse Gottes an uns Menschen, sein „Ruf“ an jeden einzelnen Menschen *heute* weniger ausdrücklich sein sollte als in anderen Epochen.

Und da, wo dieser „Ruf“ sich heute mit Geduld und auch auf möglichen Umwegen hören lässt, da kann man neu entdecken, dass Glaube kein altertümliches Relikt für nostalgische Sammler ist. Vielmehr kann man auf einmal spüren, vielleicht zum ersten Mal im Leben, dass „ich“ gemeint bin, dass „ich“ gewollt in dieser Welt da bin, dass „ich“ einen göttlichen Funken in mir trage, dass ich einen „Ruf“ für dieses mein Leben habe, einen Ruf hinein in einen großen, weiten, bergenden und rettenden Beziehungszusammenhang:

„Alle Berufung ist Eingreifen Gottes; er ist am Werk, er zieht uns an, er zieht uns hinter sich her. ... Gott sagt: von neuem will ich dich anziehen, ich will dich neu entbrennen lassen, dich zurückführen zu deiner ersten Begeisterung.“¹²

Glaube – ein Entbrennen. Aber dieses Entbrennen – dieses Entbrennen auch *heute* – ist kein neutrales Geschehen, in ihm kommt vielmehr ein dialogischer Vorgang zum Tragen.

Der vernehmbare, tief ins eigene Innere hinabreichende „Ruf“ erscheint wie eine fremde Initiative von woanders, doch er will nicht echolos verhalten. Er ist ausgerichtet auf eine Antwort. Diese Antwort will in Freiheit gegeben werden, daher kann sie zu einer Einwilligung führen oder aber auch zu einer Verweigerung. Dem „Ruf“ schenkt Gehör, wer innehält, wer sich in seiner bisherigen Weltsicht und Lebensvorstellung unterbrechen lässt, womöglich auch heraufrufen lässt in eine neue, bisher unbekannte Tiefenschicht des Lebens.

Das Ausschau haltende Schweigen, die zentrierende Stille, das bittende Gebet erhalten hier ihre elementare Bedeutung: „Das Gebet und die Meditation sind eine Werkstatt, in der unsere *Grundentscheidungen* geformt werden, in der nach dem

Zerfallen des flüchtigen Schaums der *Gefühle* der *Wille*, Gott zu antworten, reift – nicht wie bei Adam, versteckt im Gestrüpp der Ausreden, sondern von *Angesicht* zu *Angesicht*.“¹³

Allerdings dürfte es zum Normalfall werden, dass viel „Gestrüpp“, an das man sich gewöhnt hat, beiseite geräumt werden muss. Erst danach erhält man einen neuen und freien Blick auf tiefere und hintergründige Dimensionen des Lebens. Eine laute Welt erschwert auch das Hinhören auf einen leisen Ruf. Die Fliehkräfte der Ablenkung sabotieren zudem allzu leicht das Bemühen um eine Verankerung des Lebens im Wesentlichen. Die breit akzeptierte Sicht einzig auf die sichtbare Diesseitigkeit des Lebens lässt die Rede von Transzendenz, Glaube und Gott zunächst als Fremdkörper oder als „unbeweisbar“ erscheinen.

Und trotzdem ...

Eine wichtige Bedeutung erhalten deshalb die Zeuginnen und Zeugen, diejenigen, in denen etwas brennt, in denen anzutreffen ist, was oft nicht angemessen in Worten auszudrücken ist. Solche Worte über das, was zuinnerst in „mir“ wachgerufen ist und zur Geltung kommen will, sind jeweils neu zu suchen, manchmal auch nur zu stottern, auf dass sie weder verwegen überhöht wirken noch auch völlig banal daherkommen.

Solche Zeuginnen und Zeugen halten das Bewusstsein dafür wach, was in jeden Menschen, oft vergessen oder vielfach überlagert, zuinnerst eingeschrieben ist:

„Ich habe DICH beim Namen gerufen“ (Jes 43,1).

Schlussbetrachtung

„Meine Gnade genügt dir, denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit“ (2 Kor 12,9). Dieses Wort des Paulus sagt nicht nur etwas über die Wirkmacht der Gnade, es sagt vor allem auch etwas über die innere Voraussetzung ihres Ankommens. Denn sie kommt – sie kommt *erst* – in der Schwachheit. Was sich wie ein spiritueller Weisheitssatz liest, könnte sich auch als

ein Schlüsselsatz für die zukünftige Gestalt des Glaubens und der Kirche erweisen.

Theologische oder kirchliche Versuche, konzeptionell die maßgebliche Initiative allein bei sich selbst zu verorten, um so die Oberhand, die Souveränität zu behalten, lassen *eine* Blickrichtung außen vor:

Wo bleibt ein Schlupfwinkel für die Gnade, wo zumindest ein Nebeneingang für das Unkalkulierte, wo bleibt eine Hintertür für *den* Geist, der nicht grundlos ein *Heiliger* Geist genannt wird, selbst wenn er oft im Gewand der Zumutung kommt?

Manches spricht dafür, dass nicht nur Reformen anstehen, sondern tiefgreifende und anhaltende Wandlungsprozesse, die auch jeweils „mich“ nicht ungeschoren lassen. Ein solcher anstehender Mentalitätswandel könnte grundstürzend, aber auch befreiend sein; doch er wird nicht ohne Häutungsprozesse erfolgen können. Die Kraft zur Metamorphose und die Ideen für eine dann unumgänglich neue Kirchengestalt werden in der Schwachheit und Ohnmacht freigesetzt, am Tiefpunkt, am Nullpunkt, *erst* dort. Alle Versuche, sich darüber gekonnt hinwegzusetzen, verkennen, dass es eine neue Belebung aus dem Glauben *ohne* diese Selbstaussetzung, *ohne* die innere Einwilligung in die eigene Blöße nicht geben wird. Wo wir seitens der Kirche und jedes einzelnen Getauften (niemand ist davon ausgenommen) zu schnell und zu sicher Bescheid zu wissen meinen, hat man der Gnade den Stuhl bereits vor die Tür gesetzt.

Erst „in der Schwachheit“ kommen wir mit ihr in Kontakt.

Dieser Gang in die Tiefenschichten der Herausforderungen kann sich von einer stillen Zuversicht leiten lassen:

DU zeigst mir den Weg zum Leben, DU führst mich hinaus ins Weite (vgl. Ps 16,11; 18,20).

So könnte sich, ganz am Ende der Metamorphose, auch dieses auf tun:

Eine neue Freiheit und Leichtigkeit des Herzens.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. hierzu: Geistliche Übungen und erläuternde Texte. Übersetzt und erläutert von Peter Knauer. Graz – Wien – Köln, 2. Auflage 1983, Nr. 136–148
- ² Romano Guardini: Stationen und Rückblicke/Berichte über mein Leben. Mainz – Paderborn 1995, S. 127 (Tagebucheintrag vom 15.1.1943)
- ³ Die fröhliche Wissenschaft, Nr. 125. Zitiert nach: Friedrich Nietzsche Werke, hrg. von Karl Schlechta. Bd. 2. München 1955, S. 126f. (Hervorh. F. N.).
- ⁴ Madeleine Delbrêl: Deine Augen in unseren Augen. Ein Lesebuch, hrg. von Annette Schleinzer. München, 2. Auflage 2015, S. 239 (aus einem Text vom 2.10.1962)
- ⁵ Pierangelo Maset: Geistessterben. Eine Diagnose. Stuttgart, 2. Auflage 2010, S. 21 (Hervorh. P. M.)
- ⁶ Dirk Kurbjuweit: Unser effizientes Leben. Die Diktatur der Ökonomie und ihre Folgen. Reinbek bei Hamburg 2005, S. 138 (Hervorh. W. K.)
- ⁷ Dietrich Bonhoeffer Werke, Bd. 16, Gütersloh 1996, S. 20 (aus einem Brief vom 23.3.1940; Hervorh. W. K.).
- ⁸ Madeleine Delbrêl, a.a.O., S. 170f.
- ⁹ Madeleine Delbrêl, a.a.O., S. 146 (aus einem Brief an Abbé Lorenzo).
- ¹⁰ Martin Buber: Gottesfinsternis. Mit einer Entgegnung von C. G. Jung. Gerlingen, 2. Auflage 1994 / Neuausgabe (zuerst: 1953), S. 27.
- ¹¹ Martin Buber, ebd.
- ¹² Christian de Chergé: Neu entbrennen. Impulse aus dem Hohenlied. München 2016, S. 30.31 (ursprünglich 1990 als Exerzitien für die Kleinen Schwestern Jesu gehalten).
- ¹³ Tomás Halik: Berühre die Wunden. Über Leid, Vertrauen und die Kunst der Verwandlung. Freiburg 2013, S. 135f. (Hervorh. T. H.).

Literaturdienst

Juliane Giebelbach: Ein Kirchenführer besonders für Kinder. Die romanische Kloster- und Pfarrkirche Sankt Nikolaus, Köln-Dünnwald, hrsg. Katholische Kirchengemeinde Heilige Familie, Köln-Dünnwald, Köln 2017, 28 Seiten, etwa 36 Bilder.

Über Köln und das Rheinland hinaus sind die zahlreichen Veröffentlichungen zu den 12 großen romanischen Kirchen angesehen, bekannt und verbreitet. Etwas geringer und schwieriger ist es mit den 13 kleinen romanischen Kirchen, zu denen auch rechtsrheinisch die St. Nikolaus-Kirche in Köln-Dünnwald gehört. Noch geringer ist die Zahl der „Kinder-Kirchenführer“, wie ihn nun die rechtsrheinische Pfarrei/der Seelsorgebereich „Heilige Familie“ mit seinen fünf Kirchorten, zu denen auch die dieses Jahr 900 Jahre alte romanische Kirche St. Nikolaus gehört, herausgegeben hat. Auch wenn die stattliche Festschrift (W. Corzelius, M. Grimm, 900 Jahre Dünnwald, 1. und 2. Aufl. 2016) dazu eine relative Verbreitung erlebt hat, bleibt die Frage, wie kann man im „digitalen Zeitalter“ der mit dem Smartphone groß werdenden Generation noch analog eine romanische Dorfkirche mit ihrer Bedeutung und Geschichte nahe bringen.

Dazu bietet in diesem bunt gestalteten Heft die zweite Doppelseite unter der Überschrift „Legende“ die Gründungslegende um den geretteten Ritter Heidenreich und die „Geburtsurkunde der Kirche“ von 1117/18. In fünf weiteren Doppelseiten wird dann das mittelalterliche Bau- und Klosterleben „der Mönche und Nonnen“ exemplarisch angesprochen und vorgestellt. Mit guten „Arbeitsaufträgen“ bis hin zur Einladung, diese Personen zu skizzieren, werden u. a. exemplarisch das Leben des Hl. Nikolaus und des Hl. Norbert von Xanten vorgestellt. Dann folgen drei bunte Doppelseiten zur Kirchenraum-Ausstattung vom Tabernakel bis zum Friedhof in der Hauptkirche und der angeschlossenen Kapelle. Im Anhang wird im Anschluss an die große St. Pantaleon-Kirche in der Kölner Innenstadt eine Bauanleitung für den vormals auch in der Dünnwalder Kirche auch vorhanden gewesen Lettner angeregt und vorgelegt.

Insgesamt ist dieses Heft ein gut gelungenes Modell, um der Generation „smartphone ergo sum“ (etwa ab dem 3./4. Jahr der Grundschule) eine rechtsrheinisch kleine romanische Kirche im 21. Jahrhundert zu erklären und nahe zu bringen.

Reimund Haas

Gerhard Sauter: Schrittfolgen der Hoffnung. Theologie des Kirchenjahres. 272 Seiten, gebunden, Gütersloh 2015, Preis 29,99 Euro. ISBN 9783579081908.

Leben wir Christen im Kirchenjahr? Kommen wir mit den Festen des Glaubens gut durch die Zeit? Wie viele Kirchenjahres-Kreisläufe haben wir erlebt? Und wie haben sie unseren linearen Lebenslauf in ihrer zyklischen Wiederkehr verändert und den Lauf der Dinge heilsam unterbrochen? Hilft mir die Architektur des Kirchenjahres, mich auf Gott zuzubewegen oder ihn an mich heranzulassen? Oder werden wir der Feste und Festkreise überdrüssig, als begingen wir sie ungerührt und routiniert immer wieder von vorne ...? Es gehört zum Traditionsbruch der Spätmoderne, dass auch manche Christen ein inneres Verhältnis zum Kirchenjahr und zum in den Hochfesten verdichteten Glaubensfest vermissen lassen. Das Kirchenjahr und der ihm eigene ‚Biorhythmus‘ verblasen zusehends – selbst in der kirchlichen Öffentlichkeit.

Eine wichtige Veröffentlichung aus der Hand des emeritierten Bonner evangelischen Systematikers Gerhard Sauter ist seine Theologie des Kirchenjahres „*Schrittfolgen der Hoffnung*“. Das Projekt lässt aufhorchen: Ein evangelischer Dogmatiker wendet sich in seinem „Alterswerk“ der Liturgie und dem Kirchenjahr zu. Er bleibt sich treu, denn die „Theologie der Festtagspredigt“ hat er als akademischer Lehrer und Prediger in seinen Bonner Jahren immer bedacht. Sauters Werk füllt eine Lücke. Für Liturgen und Prediger ist es ein großes Geschenk; denn der Autor lädt ein zu einer Entdeckungsreise durch die von Christus erfüllte und gerichtete Zeit und öffnet unseren Blick für das, was ansonsten kaum bedacht wird. Das Kirchenjahr ist wie ein Haus, in die Zeit gebaut, ein kunstvoll gegliederter, nach oben strebender Bau. Die dem Christen eigene Zeitwahrnehmung, die uns durch das Kirchenjahr eröffneten Erfahrungsräume. Das Kirchenjahr birgt Erinnerungsorte im Zeitraum, an denen wir uns zusammenrufen lassen, um Christus im Gedächtnis zu behalten. Viele Prediger werden in ihrem langen Dienstleben zuweilen ratlos, sprachlos, homiletisch unwillig und „unlustig“, wenn es um die Predigt an den Festtagen geht. Welcher Prediger kennt nicht das ungute Gefühl, in der Verkündigung der Tiefe eines Festes oft zu wenig gerecht zu werden, die Zumutungen und den verheißungsvollen Überschuss dieser Feiertage zu banalisieren. Der Prediger ertappt sich dabei, auszuweichen in unangemessene Analogien oder ins Moralisieren zu verfallen. Und dabei bewahren uns die Feste, in denen sich der Glaube verdichtet und wie ein Edelstein zu funkeln beginnt, vor einem gleichgültigen und vergesslichen Fortschreiten durch die Zeit. In den Christusfesten gewinnt der Glaube Gestalt in der verfließenden

Zeit. Alle Jahre neu lässt uns der göttliche „Zeitgenosse“ das Kirchenjahr durchschreiten; wie Pilger „wallen“ wir an Wegstationen besonderer Festtage des Glaubens vorbei, vergegenwärtigen feierlich, was uns Herkunft und Zukunft gibt, was uns Halt verleiht und zur „Gedächtnisstütze“ des Glaubens wird.

In zwei grundlegenden Essays und neun festspezifischen Betrachtungen werden wir vom Autor mitgenommen in das, was unseren gefeierten Glauben ausmacht. In immer neuen Anläufen, in denen Sauter auch die Wirkungsgeschichte der Feste in der Liturgiegeschichte und der gegenwärtigen Festpraxis berücksichtigt, werden wir herangeführt an das „öffentliche“ und doch so leise Geheimnis des Glaubens. Die großen Höhepunkte im Kirchenjahr sind keine nostalgischen Privatfeiern eines „heiligen Restes“. Diese Tage, die das „Ein-Für-alle-Mal“ der Heilsereignisse verkünden, haben Ausstrahlungskraft; in ihnen verdichtet sich Theologie in besonderer Gestalt; sie beanspruchen, „öffentliche Theologie“ zu sein. In den Festen des Glaubens wird verlässlich das intensiv vergegenwärtigt, was unserem Glauben, Denken und Machen, unserer Kreativität und Gestaltungsmacht vorgegeben ist: die unausdenkbare Gabe der Gottestat in Christus, das Geheimnis des Gottesnamens, das rettende und unauslotbare Handeln Gottes und seine unerwarteten Interventionen in den Stationen des Christusweges.

Sauter vergleicht in seinen sprachschönen, seelsorglich-einfühlsamen, meditativ ausschwingenden und assoziationsreichen Betrachtungen die Feste des Kirchenjahres mit „Portalen“ und „Schwellen“ in das unfassbare Christusgeheimnis. Wir wollen immer tiefer verstehen, was wir betreten und wem wir begegnen. Wir wollen das Staunen nicht verlieren über das vermeintlich Vertraute, lassen uns vom Autor überraschende Einblicke schenken in die unabgeholten Verheißungen, auf die die Feste des Glaubens Geschmack machen. Christen laufen nicht alle Jahre wieder wie Hamster im Laufrad durch das Kirchenjahr und den Festkreis. Sie wollen nicht ewig dasselbe in der Predigt hören und dadurch geistig auf der Stelle treten. Sauter leitet an zu einer geistlichen Wahrnehmung des Kirchenjahres. Das Werk aus der Feder eines ökumenisch und seelsorglich bewegten Theologen ist eine Anregung im besten Sinne. Sauter ist ein kundiger Führer über die Schwelle und durch den Bau eines Hauses in der Zeit. In seinen Predigtanregungen zu den großen Christusfesten und der kunstvollen und spannungsreichen Statik des Kirchenjahres leuchtet das Festgeheimnis auf wie ein Prisma. Sauters Predigtmeditationen schenken ungeahnte und unverhoffte Impulse. Das inspirierte Buch eines großen, ökumenisch bewegten Theologen gehört in die Hand der Prediger und Liturgen, der Lehrer und die sich in der Erwachsenenbildung engagieren - und aller, denen das fremd

gewordene Kirchenjahr zu denken gibt und die sich diesem geistlichen Fremdenführer anvertrauen.

Kurt Josef Wecker

Peter Kohlgraf: Nur eine dienende Kirche dient der Welt. Yves Congars Beitrag für eine glaubwürdige Kirche. Ostfildern 2015, 156 S., 20,00 Euro. ISBN 978-3-7867-3036-1.

Eine lebendige Gottesbeziehung zu führen, kann sehr abenteuerlich und ungemütlich sein. Die Mystiker können ein Lied davon singen, denn sie lassen Gott am nächsten an sich heran. Unser Gott ist zuweilen sehr anspruchsvoll und herausfordernd, unbequem und unberechenbar, voller Überraschungen und zuweilen auch schmerzhaft verborgen. Das haben alttestamentliche Gestalten erlebt wie Abraham, Elia oder Jeremia, aber auch moderne Mystiker wie Madeleine Delbrel. Wie kann man sich vor diesem Gott schützen? Indem man sich aus der strapaziösen Beziehungsebene davonschleicht und auf eine eher sachliche Ebene rettet, die man dann Theologie nennt oder auch Philosophie. Schon zur Zeit Jesu war das die große Versuchung der Schriftgelehrten und Pharisäer, sich gegen die Zumutungen ihres Gottes zu verwahren. Ihre beste Schutzmauer gegen ihn war das Gesetz, das den Messias dann schließlich das Leben gekostet hat.

Aber wer nun glaubt, dass mit Tod und Auferstehung Jesu Christi diese Mechanismen völlig überwunden seien, der täuscht sich. Dieselbe Versuchung taucht in der Geschichte der Kirche immer neu und immer massiver wieder auf. Während die Urkirche sich während der ersten Jahrhunderte als eine arme, demütige und ständig auf die Rettung durch den Auferstandenen angewiesene Glaubensgemeinschaft verstand, brach nach der Konstantinischen Wende eine andere Dynamik durch. Die Kirche etablierte sich als eine Institution nach menschlichen Maßstäben, mit Ansehen, Besitz, einer unangreifbaren Botschaft, Vollmacht und Herrschaftsanspruch. Schritt für Schritt wurde die innere Lebenskraft dieser Gemeinschaft verrechtlicht, bis die Amtsträger über sie wie über eine Sache verfügen konnten. Und damit änderte sich unmerklich auch das Selbstverständnis und das Klima in dieser Gemeinschaft - bis heute.

Dies ist die große Entwicklungslinie, die der bekannte französische Dominikanertheologe Yves Congar unserer Kirchengeschichte zuschreibt und die der neue Bischof von Mainz noch als Professor der Pastoraltheologie mit seinem Buch neu In Erinnerung rufen möchte. 1963, also während des II. Vatikanischen Konzils, schreibt Congar, der 1994 noch zum Kardinal ernannt wurde, sein Buch *Pour une*

église servante et pauvre, das 1965 dann in deutscher Übersetzung erscheint. Darin zeigt er noch vor Verabschiedung der großen richtungweisenden Dokumente des II. Vatikanums Perspektiven auf, die überraschend dem Tenor der jüngsten Schreiben von Papst Franziskus ähneln. Kohlgraf befragt die Aussagen Congars eingehend dahin, was sie für eine heutige Standortbestimmung unserer Kirche abwerfen. Was können sie beitragen zu einer erneuerten Sicht der Kirche, zum aktuellen Verständnis des kirchlichen Amtes und zu einem zeitgemäßen Menschenbild? Für Congar ist unumstößlich, dass in allen drei Bereichen ein erneuertes diakonisches Denken Einzug halten muss.

Mit Blick auf das Selbstverständnis der Kirche machte Congar deutlich, dass sie zweifellos Vollmacht hat. Aber während biblische Texte noch von der prophetischen Vollmacht und Würde des ganzen Gottesvolkes sprechen, werden diese Eigenschaften im Lauf der Jahrhunderte mehr und mehr den Amtsträgern, vor allem Bischöfen und Papst allein zugesprochen (21). Die Kirche sieht sich jetzt eher als Besitzerin der Wahrheit, legt ihre Vollmacht dahin aus, dass sie beurteilt und verurteilt, bis hin zu Intoleranz und Gewalt (23). Die Wahrheit wird nicht mehr existentiell-personal – also beziehungs-mäßig – verstanden, sondern sachlich-rechtlich. Die Verantwortung für die Sendung der Kirche liegt nicht mehr beim Volk Gottes und den Amtsträgern gemeinsam, sondern nur noch bei letzteren. Dagegen Congar: „Jeder Glaubende repräsentiert die Kirche, jeder steht ein für den Bund Gottes. Der Geist verhindert, dass sich christliches Leben in Rechtsbegriffen und hohlen Worten erschöpft“ (34). Die Kirche darf sich nicht in erster Linie als Institution verstehen, als Apparat, sondern muss Distanz halten zu jeder Art von menschlicher Strategie, von Machtgehebe und Selbstdarstellung. Glaubwürdigkeit findet sie nur, wenn sie bereit ist, den Menschen in ihren Alltagsorgen zu dienen, indem sie die Frohbotschaft verkündet, Hoffnung verbreitet und Not lindert, und zwar in Schlichtheit und Armut – nicht nur im materiellen Sinn –, denn nur so kann sie überzeugend ihrem Herrn und Meister nachfolgen.

Dieser Dienstauftrag der Kirche muss sich dann auch in einem diakonischen Amtsverständnis niederschlagen: „Jesus selbst macht sich zum ‚Sklaven‘ aller Menschen, so wie er andererseits ganz aus der Abhängigkeit des Vaters lebt. Im Abendmahlssaal zeigt er, was er sich selbst unter seinem Sklavendienst vorstellt und welche Konsequenzen die Nachfolge für seine Jüngerinnen und Jünger haben wird“ (81). Und weiter: „Kirchliches Amt ist so verstanden das genaue Gegenteil von allem, was Menschen mit Macht, Selbstdarstellung und Besitzanspruch über andere verbinden mögen“ (82). Die Konsequenz ist, dass Amtsträger von ihrem Wesen her bei und mit den Menschen leben, sich um Kommunikationsfä-

higkeit, ein lebendiges Interesse am Leben der Menschen, um Gespür für ihre Fragen und Nöte bemühen müssen. Die theologische Vorstellung, dass der Amtsträger seiner Gemeinde gegenüberstehe, darf nicht dahingehend überzogen werden, dass er seine Vollmacht gegen sie ausspielt. „Menschliche Autorität (auctoritas) dient dem Wort Gottes, das alle Menschen erreichen soll ... Die Wahrheit ... muss daher in einer Form vermittelt werden, die alle erreichen und von allen Anerkennung finden kann“ (98). Dabei wird unabdingbar sein, dass der Amtsträger sich seinerseits um eine intensive Christusbeziehung bemüht; nur so kann er seiner Aufgabe, auch Vorbild für die Gemeinde zu sein, nachkommen. In der Nachfolge Jesu wird es nötig sein, „wirklich an die Ränder zu gehen“ (111) und nicht nur eine Kerngemeinde zu hätscheln.

Congar entwirft schließlich auch ein diakonisches Menschenbild. Er spricht vom „Geheimnis der Armen“, weil er in ihnen einen Hinweis auf Gottes eigenes Wesen erkennt. Die Armen – und hier geht es nicht nur um materielle Armut – bringen die Bereitschaft zur Gemeinschaft mit Gott mit. „Gott hält den Menschen nicht klein, um selbst groß sein zu können, sondern er schafft in der Relativierung menschlicher Größe die Grundlage für eine wirkliche Gemeinschaft“ (125). Die oft beschworene Option für die Armen bedeutet für ihn: „Die Kirche handelt nicht an den Armen, sondern die Armen werden selbst Subjekte der Kirche, ihrer Praxis und Theologie“ (127). Kohlgraf zitiert in diesem Zusammenhang einen Satz von Alfred Delp: „Wir sind trotz aller Richtigkeit und Rechtgläubigkeit an einem toten Punkt. () Was gegenwärtig die Kirche beunruhigt und bedrängt, ist der Mensch. Der Mensch außen, zu dem wir keinen Weg mehr haben und der uns nicht mehr glaubt. Und der Mensch innen, der sich selbst nicht glaubt, weil er zu wenig Liebe erlebt und gelebt hat“ (134). Diesem Menschen hat die Kirche, hat jeder einzelne Gläubige zu dienen; das genau ist ihre Sendung.

Das genannte Buch Congars enthält eine Reihe massiver Aussagen, die zum Nachdenken einladen, die aber nicht allen Zeitgenossen gefallen werden. Der Mut Kohlgrafs, diese Sichtweise unverbrämt vorzutragen und in diesem Konzert auch selber deutlich Stellung zu beziehen gegen manche unqualifizierte Kritik an Papst Franziskus, ist anerkennenswert. Wer die Deutung Congars nachvollziehen kann, der erhält hier einen Schlüssel zur Einordnung unserer derzeitigen Kirchensituation. Und eine Reihe Hinweise, in welche Richtung eine innere Erneuerung möglich werden könnte. Vor diesem Hintergrund kann man das Wort eines bekannten Kardinals, der derzeitige Papst sei „kein Fachtheologe“, als geradezu prophetisches Kompliment verstehen.

Robert Kümpel

Auf ein Wort

„Mein Kind“

Als ich vor nicht allzu langer Zeit dieses Gleichnis wieder einmal las, langsam und bedenkend, fiel mir auf einmal auf, dass Abraham zum reichen Egoisten sagte: „Mein Kind“ (Lk 16,25). Ich stutzte, das Wort hatte ich doch schon gelesen, das stand doch ebenfalls irgendwo in den Evangelien. Zu wem sagte Jesus dieses Wort auch noch ...? Und dann fand ich es sehr schnell: Im Gleichnis von den zwei verlorenen Söhnen, direkt davor, sagte der Vater zum älteren Sohn genau dieses gleiche Wort: „*téknon*/Mein Kind“ (15,31). Und hier redet Abraham den im Feuer zu reinigenden Egoisten mit ebendiesem Wort an: „*téknon*/Mein Kind“.

Aber noch etwas entdeckte ich: Im Gleichnis der verlorenen Söhne geht der Vater beider Söhne zu seinem bockigen Starrkopf hinaus ... Er geht zu ihm hinaus! Ist mit dem Wort „Mein Kind“ theologisch-göttlich verbunden, dass Gott dieses Wort nicht sagen kann, ohne zu dem hinzugehen, dem es gilt? Denn bei Gott ergeht sein Wort niemals ohne Tat. Dann dürfen, müssen wir auch im Wort Abrahams an den Egoisten im Feuer der Unterwelt mithören, dass hier eine göttliche Bewegung zu diesem Menschen hin angesagt ist! Wenn Gott sagt: „Mein Kind“, dann geht er zu diesem Menschen hin. Bis ins Feuer. ...

Es ist ein Geheimnis. Ein Geheimnis, dass bei Gott der Verlorene in der Mitte steht. Als sein Kind. Dass der Verlorene, Bockige Ziel seiner göttlichen Bewegung ist, bis hinab ins wandelnde Feuer. In der Mitte der Frohen Botschaft vom reinigenden Purgatorium, das jede Irreversibilität aufhebt, steht dieses Wort: „Mein Kind“. Und indem er es ausspricht, bewegt sich Gott zum Menschen hin, egal wo der steht und was er will.

Christoph Wrembek SJ

aus: Judas, der Freund. München 2017, 145-146.

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E